IX.

Kaiser Friedrich II. *)

Von

Ottokar Lorenz.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die kirchenrechtliche Doctrin des Mittelalters in unserm Jahrhunderte noch einmal eine unerwartete praktische Geltung und einen nicht unerheblichen Einfluß auf das staatliche Leben erlangt hat. Man wird nicht behaupten wollen,

*) Nachdem die Acten der Regierung Friedrichs II in so vollständiger Weise gesammelt waren, hat Huillard Bréholles in seiner Introduction zu dem gewaltigen Werke die Resultate in rühmenswerther Weise zusammengefaßt, aber damit keineswegs neue Bearbeitungen der Geschichte Friedrichs überflüssig gemacht. Seither sind nun neben der großen Anzahl kleinerer Schriften zwei bedeutende Werke erschienen, die sich gegenseitig ergänzen und bisher bis zum Jahre 1235 reichen. — Schirrmacher und Winkelmann, wenn sie auch in Nebenfragen auseinander gehen, stimmen doch im großen in der Auffassung Friedrichs II fast ganz überein. Diese beiden Werke haben uns hauptsächlich zu vorliegender Arbeit angeregt, wir haben aber nicht die Absicht eine Besprechung derselben zu liefern, um so weniger als wir der Ansicht sind, daß sich noch ein anderer Standpunkt in der Beurtheilung dieser Zeit festhalten lasse, als der ist, den jene eingenommen. Die bedeutendste, wenn auch kleine Arbeit über die Staufer hat meines Erachtens jedenfalls Nitzsch in dieser Zeitschrift geliefert, und es sei mir gestattet, hier nachträglich des Einflusses dankbar zu erwähnen, den Nitzsch — wie der kundige Leser ohnehin bemerken wird — auf die Einleitung meiner vor kurzem erschienenen „Deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" geübt hat. Daß Herr Berchtold in München gegen die angeführten Arbeiten neuerdings den Versuch gemacht hat, den Böhmerschen Standpunkt mutatis mutandis zu retten, ist nicht überraschend.

daß diese Erscheinung einer Zunahme des katholischen Bewußtseins ihren Ursprung verdanke, oder daß dieselbe aus den Tiefen der Volksüberzeugungen entsprungen sei; vielmehr ist es klar, daß der Aufschwung des alten Kirchensystems lediglich durch eine Reihe von politischen Umständen und Combinationen hervorgerufen worden ist, welche die römische Curie mit dem feinen Tacte zu benutzen verstand, der ihre Politik von jeher ausgezeichnet hat. Aber der Partei, welche an der Wiederbelebung des mittelalterlichen Kirchenwesens alles Interesse nimmt, kann man das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich zur Erreichung ihres Zweckes keineswegs auf die Waffen der Diplomatie und Staatskunst beschränkt hat, sondern daß sie nach besten Kräften bemüht war, auch in die Literatur thätig einzugreifen, und daß sie, soweit es an ihr lag, nichts versäumte, um auch auf dem Wege literarischer Leistungen den Gedanken und Ueberzeugungen wieder Eingang zu verschaffen, auf denen das mittelalterliche System der Kirche beruht. Natürlich konnte für solche Experimente keine Wissenschaft geeigneter erscheinen als die Geschichte. Wie ließen sich da die nebelhaften Gestalten des Mittelalters zu anregenden Gemälden eines goldenen und beneidenswerthen Zeitalters verwandeln, in dem das gesammte Dasein der Menschen in einer glücklichen Vereinigung von irdischen und überirdischen Gütern verklärt schien. Die christlich germanische Staatsidee mit ihren unmittelbar von Gott selbst verliehenen Gewalten wurde dem gottlosen Staate der Neuzeit und das „sanfte Joch", welches die Kirche der gebrechlichen menschlichen Natur um ihres Seelenheiles willen auferlegte, wurde dem modernen Beamten und Polizei-Staate gegenübergestellt. Und sollte nicht insbesondere die deutsche Nation durch derartige Bilder der Vergangenheit auf andere Bahnen gebracht werden können, da sie doch gerade im Mittelalter auf dem Gipfel ihrer Weltstellung sich befand? Schon traten diese Richtung ermunternde Erscheinungen auch in der Literatur des protestantischen Deutschlands hervor. Eine Periode der blühendsten Romantik und die endlich verkündete „Umkehr der Wissenschaft" hat lange genug den freien Blick historischer Betrachtung getrübt, während daneben die exacte Forschung, zuweilen von einer gewissen Aengstlichkeit und Unsicherheit in der Beurtheilung vergangener Zeiten erfüllt, ihre rechten Bahnen nicht überall finden konnte. Diese Umstände haben dann jene Versuche mächtig

befördert, unter dem Scheine wissenschaftlicher Forschung mittelalterliche Ideen zu verbreiten und zu erneuern.

Das Zeitalter Innocenz' III und Friedrichs II war besonders geeignet, diesen Anschauungen und Bestrebungen Ausdruck zu geben. In Innocenz sollte der Welt ein Beispiel aufgestellt werden von dem Segen einer Regierung nach dem Ideale des kirchlichen Systems. In Friedrich mußte dann dem entsprechend das Schicksal einer empörerischen Gewalt gezeichnet werden, welche es gewagt hatte, sich gegen die Autorität der Kirche in frevlem Uebermuthe, aufzulehnen, und welche als ein warnendes Exempel durch die starke Hand der Kirche niedergebeugt wurde. Auf diese Weise ward der große Kaiser des 13. Jahrhunderts systematisch zur Folie aller Laster und Sünden gemacht, welche nach der Lehre dem „Fleische" im Gegensatze zur „Seele", dem Staate im Gegensatze zur Kirche nothwendig anzuhaften pflegen. Und da hierüber nach der kirchlichen Lehre kein Zweifel besteht, so ruhte diese Art Geschichtschreibung auch nicht, bis sie nicht alle Schandthaten erschöpft hatte, die einem Feinde der Kirche nur immer angedichtet werden können. Denn er war ja nun einmal als typische Persönlichkeit für alle die hingestellt, welche sich nicht zu dem mittelalterlichen Systeme der Kirche bekehren wollten. Kein Kaiser — selbst Heinrich IV nicht ausgenommen — mußte daher von heutigen Schriftstellern so titanische Angriffe erdulden wie Friedrich, und sie erinnern in ihrem Eifer nur zu sehr an jene Männer der englischen Restauration, die nicht früher ruhen konnten, bevor sie nicht wenigstens an den Gebeinen des großen Oliver dem Hasse ihrer kleinen Seelen Luft gemacht. Ja man muß es aussprechen: es wird von späteren Generationen nicht ohne Lächeln bemerkt werden, daß noch in unserer Zeit einer der ersten, gewiegtesten und geschätztesten Forscher Deutschlands nicht unterlassen konnte, aus allen möglichen übelberüchtigten Quellen an der Spitze eines großartigen Regestenwerkes einen förmlichen Pranger zu errichten, an welchen er das Bild des Kaisers mit gehässigen Hammerschlägen anheftete. Doch wir wollen nicht in die Details einer Literatur eingehen, welche sich in unzähligen Verzweigungen von den dicksten Büchern bis zu den magersten Artikeln der historisch-politischen Blätter in dem ewigen Einerlei der hinreichend bezeichneten Richtung fortbewegt.

Eine Geschichtschreibung von so tendentiösem Charakter mußte

nun aber den Widerspruch der Wissenschaft auf das lebhafteste hervorrufen, und sie hat auch nach dieser Seite hin die Erkenntniß der wahren Verhältnisse wesentlich beeinträchtigt, denn indem man fast alle Aufmerksamkeit den Anschuldigungen zuwendete, die gegen den Kaiser vorgebracht worden sind, verfiel man nur zu leicht in den Ton und die Gewohnheiten von Panegyrikern, die schließlich nicht mehr die Sache und die eigentlich historischen Fragen, sondern nur die Person im Auge haben. Denn wenn auch zugestanden werden müßte, daß Friedrich II keineswegs ein Muster eines sogenannten ehrlichen Dutzendpolitikers gewesen sei, wenn man etwa auch manche nicht unabsichtlich eingeschlagene Nebenwege, viele zweideutige Handlungen und endlich eine Reihe von Ueberhebungen, auch wohl von sehr menschlichen Täuschungen und von tiefen persönlichen Schatten des Charakters entdecken würde, so leuchtet doch ein, daß damit nicht das mindeste über die Gerechtigkeit seiner Sache und über die Frage gesagt wäre, ob er überhaupt anders vom Standpunkte der sittlichen Forderungen des Staatslebens hätte handeln können und sollen. Wenn einige seiner Vertheidiger in dem lobenswerthen Bemühen, ihn von den Beschimpfungen der anderen Partei zu reinigen, nun aber förmlich nach dem Spruche: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit, bis an dein stilles Grab“ — daran gegangen sind, mit reinlichem Tuch die schwarzen Flecken des Porträts zu putzen, so wird man dieß kaum als einen ausreichenden historischen Standpunkt erkennen, denn es kann als recht erfreulich angesehen werden, wenn Friedrich II der Tugenden mehr besaß als der Laster, aber für die Betrachtung und Beurtheilung der großen historischen Probleme, die in dieser Epoche hervortreten, ist damit, wie man leicht sieht, nicht das mindeste gewonnen. So vieles treffliche also auch neuestens für die Geschichte Friedrichs geleistet worden ist, so scheinen die Hauptfragen in der That noch offen zu stehen, um welche die erwähnten Angriffe auf Kaiser Friedrich geschehen sind, und wegen deren der literarische Kampf eigentlich eröffnet worden ist. Einige Beispiele dafür, wie wenig diese Dinge noch in ihren eigentlichen Angelpunkten erfaßt worden sind, mögen hier Platz finden, aber auch für das genügen, was wir damit sagen wollen.

Es ist bekannt, daß die Quellen über Friedrich II die mannigfaltigsten und widersprechendsten Mittheilungen machen und die reich-

lichsten Handhaben für seine Ankläger und Vertheidiger geben. Eine der sogenannten vernichtendsten Anklagen des Kaisers war wohl die, daß er ein Feind aller Kirche und Religion gewesen und dabei dennoch aus bloßer Grausamkeit Ketzer verfolgt und abergläubischen Schwindeleien nachgejagt hätte. Seine Ankläger erzählen, wie er von Moses und Christus und Mahomet gleich unehrerbietig gesprochen, — ein Muselmann muß bezeugen, daß Friedrich gar kein Christ gewesen sei. — Dagegen müht sich ein Vertheidiger redlich ab, den Kaiser von derlei Vorwürfen durch schweres kritisches Geschütz entweder ganz frei zu machen, oder wenigstens die von ihm berichtete Verspottung der Bekenner des Christenthums nur auf diejenigen zu beziehen, die durch ihre unchristliche Art Anstoß gaben. Wir unsererseits gestehen, daß uns die ganze Frage durchaus untergeordneter Natur zu sein scheint und keinerlei ernste Würdigung verdient; denn daß Friedrich II allerlei Aeußerungen gethan haben mag, die christlichen oder heidnischen Zeloten Anstoß erregten, mag ja sein, und wenn es schon so ist, so nehmen wir die Ueberlieferung am liebsten ohne jede Deutelei, — aber was thut das ganze für die Frage der Regierung des Kaisers, die notorisch darauf ausgieng, die Einheit der Kirche selbst mit despotischen Mitteln aufrecht zu halten — wie sich im Verlaufe unserer Darstellung noch deutlicher zeigen wird. Und ganz ähnlich verhält es sich mit den Nachrichten über Friedrichs Neigungen zu Wahrsagerei und Zeichendeuterei; wenn man die großen Männer darnach in der Geschichte beurtheilen wollte, so würden sie in der That mehr als decimirt. Kein geringeres Gewicht haben Ankläger und Vertheidiger Friedrichs auf dessen moralischen Lebenswandel, auf seine Familienverhältnisse und seine geschlechtlichen Vergehungen gelegt. Wenn es aber auch Fälle giebt, wo unter Umständen auch diese Seiten des menschlichen Lebens für die historische Betrachtung wichtig sein können, so wüßten wir doch nicht von Friedrich II zu sagen, daß diese Dinge irgend eine Wirkung auf die öffentlichen Verhältnisse ausgeübt hätten. Und wenn Erörterungen über solche Fragen da vollkommen am Platze sind, wo man es mit den Zeitaltern der Theodora und Marozia, der Maintenon und Pompadour zu thun hat, so haben sie für die Geschichte Friedrichs aus denselben Gründen nur ein secundäres anekdotisches Interesse, aus welchen sie in den anderen Fällen von hervorragender historischer Be-

deutung sind. Allein nur zu sehr werden Grundsätze dieser Art von der Geschichtschreibung verkannt, und nur zu häufig treten die untergeordnetsten Fragen an die Stelle der Aufgaben, welche die Geschichte doch einmal lösen muß, wenn sie nicht wie der Sand im Meere in eine unzählbare Masse zufälliger Einzelnheiten auseinanderfallen oder zur bloßen Exemplification einer ziemlich hausbackenen Moral heruntersinken soll. An wenigen Perioden ist in diesen beiden Beziehungen so viel gesündigt worden, als an der Geschichte Friedrichs II und man muß es leider bekennen, daß große wirklich wirksame Gesichtspunkte nur von jenen kirchlichen Schriftstellern vertreten worden sind, die Friedrich II als den Antichrist zu schildern liebten, um dadurch ihren Tendenzen auf Kosten der Wahrheit Eingang zu verschaffen und die Welt für eine Anschauung zu gewinnen, welche der scholastische Geist des Mittelalters hervorgetrieben, und die auf die Bevormundung der Welt durch den römischen Stuhl abzielt.

Unter allen deutschen Kaisern bis auf Friedrich II war es diesem wohl am wenigsten beschieden, in der großen Frage der Stellung Deutschlands zu Italien und des Kaiserthums zu dem römischen Stuhle irgend einem selbständigen freien Entschlusse zu folgen oder von den politischen Ueberlieferungen seiner Vorgänger sich zu emancipiren. So sehr war er schon vermöge seiner Geburt und seiner erblichen Besitzungen an die Anschauungen seines Hauses und an die Politik seiner Väter gebunden, daß ihm Entscheidungen, die noch seinem Großvater offen standen, von vornherein versagt waren. Er war geborener König von Sicilien, — wollte er überhaupt seine deutsche Herkunft, seine Ansprüche auf den deutschen Thron, sein staufisches Erbe nicht völlig aufgeben, wollte er, der Abkömmling des größten Hauses in Europa, nicht an der Stellung eines päpstlichen Vasallen in Unteritalien sich genügen lassen, so war seine Bahn mit innerer Nothwendigkeit durch die Kaiserpolitik seiner Vorfahren vorgezeichnet. Und in der That was hätte ihn abhalten sollen, der politischen Richtung seines Hauses zu folgen? Sein Vater hatte in Deutschland und in Italien gleichzeitig eine unvergleichliche Machtstellung in wenigen Jahren erlangt; gerade die Verbindung der deutschen Krone mit der von Si-

cilien war es, die ihm so große Erfolge gesichert, und die vor allen Dingen den römischen Stuhl, der selbst dem gewaltigen Friedrich I noch gefährlich geworden war, in die wünschenswerthe Abhängigkeit gebracht hat. Es war ja für niemanden ein Geheimniß, daß der erste Zweck der Erwerbung Siciliens eben der war, die päpstliche Gewalt im Zaume zu halten, und sodann ihr in der katholischen Welt erworbenes Ansehen als Mittel für die Allgewalt des weltbeherrschenden Kaiserthums zu benützen. Schienen nun nicht alle diese Pläne der Staufer sich glorreich erfüllen zu sollen, als es dem gebornen Könige von Neapel gegönnt war, mit päpstlicher Hilfe nach der deutschen Krone zu greifen? In der That auch ein weniger begabter Mensch als Friedrich II würde nach den damaligen Verhältnissen keinen anderen Weg der Macht gewandelt sein, als eben den, den Friedrich nachher gieng. Er war genau in demselben Falle wie drei Jahrhunderte später, zu einer Zeit, da das deutsche Kaiserthum unendlich viel weniger zu bedeuten hatte, Karl V, der aus seinen spanischen und italienischen Ländern ungleich mehr Vortheile zog, als von der deutschen Krone, aber nichts desto weniger seine Weltstellung eben nur der Verbindung dieser Reiche und dem von dem deutschen ausgehenden Kaiserthume verdankte. Wie hätte man ihm zumuthen sollen, auch nur eine seiner Kronen aufzugeben? Es fragte sich aber, welche Vortheile und Nachtheile aus diesen Universalreichen derjenigen Nation gerade erwachsen mußten, an welcher die Idee und die Krone des Kaiserthums haftete? Sicherlich war es für die ruhige und nach innen gerichtete Entwickelung des Staatslebens kein sonderlicher Vortheil, die Kräfte der Deutschen für die italienischen Zwecke der Kaiserpolitik zu mißbrauchen, aber ganz abgesehen von allen culturhistorischen Momenten, welche in der engeren Verbindung von Nationen romanischen und germanischen Charakters und Wesens lagen, möchten wir doch auch vom rein deutschen Standpunkte die politischen Motive, welche Friedrich I bestimmten, auf die Erwerbung Unteritaliens seine ganze Kraft zu wenden, nach allen Richtungen billigen können. Denn daß der Besitz der Kaiserkrone dem deutschen Volke eine Weltstellung verliehen hat, die es durch eine Reihe von Jahrhunderten glänzend behauptete, ist eine Thatsache, welche wohl von niemandem geläugnet werden kann. Und wenn auch schließlich die auf diesen Zweck gerichtete Politik unterlag, und wenn man

auch nicht verkennen kann, daß spätere Jahrhunderte den Deutschen andere Ziele der Entwickelung und Ausbreitung vorgezeichnet haben, so liegen doch die glänzendsten Erinnerungen unserer Geschichte in jener Periode des deutschen Kaiserthums. Wie die Engländer noch heute ihre glorreichen Siege von Crecy und Azincourt als nationale Ehrentage feiern, obwohl niemand die Politik der Eduarde und Heinriche heutzutage empfehlenswerth finden würde, und niemand verkennen kann, daß die französischen Eroberungspläne der Engländer zum Heile für die innere Entwickelung gegen Ende des Mittelalters aufgegeben worden sind, so haben auch die Deutschen alle Ursache in den Zeiten des alten Kaiserthums einen Spiegel ihrer nationalen Größe zu erblicken. Aber auch darum war es für die deutschen Könige nothwendig, in Italien das Diadem des Kaiserthums, an welches eine kindliche Vorstellungsweise der Völker die Gewalt über die Welt geknüpft glaubte, zu suchen, weil der römische Stuhl die einzige kirchliche Macht gewesen ist, die in allen Reichen des Abendlandes einen gleich tief eingreifenden Einfluß auszuüben im Stande war. Päpste, welche zu Gunsten der einen oder der anderen Nation ihr Gewicht in die Wagschale der politischen Verhältnisse geworfen haben, waren unter allen Umständen gewaltige Factoren einer vorwiegenden Macht. Wie hätten die raschen Eroberungen der Franken Boden gewinnen können, wenn sie dabei nicht von Rom aus so kräftige Unterstützung gefunden hätten? — noch die Macht der Ottonen beruhte wesentlich auf der Verbindung mit dem römischen Papstthum, und von Heinrichs III überwiegender Herrschaft über das Abendland wird niemand behaupten können, daß sie anders denkbar gewesen wäre, als durch die Unterstützung, die sie in der einheitlich geleiteten Kirche fand. Es sind dieß Beispiele, wo die deutschen Könige unzweifelhaft aus ihrer römischen Kaiserpolitik ganz positive Vortheile gezogen haben. Aber ebenso klar tritt hervor, daß im entgegengesetzten Falle auch der negative Gewinn der Kaiserpolitik ein unermeßlicher war, wenn es galt, die Opposition der Päpste zu brechen, und ihren weitreichenden Plänen einen Damm entgegenzusetzen. Ein mächtiger Gebieter in Italien konnte wenigstens durch seine Anwesenheit daselbst den Papst von den gefährlichsten Schritten abschrecken, er konnte häufig die feindlichen Einwirkungen des römischen Stuhles gegen Deutschland verhindern. Man ist nicht um Bei-

spiele verlegen, wenn man sich vergegenwärtigen will, was aus Deutschland geworden wäre, wenn seine Herrscher nicht in Italien selbst eine Macht gewonnen hätten. Wenn selbst das englische Inselreich den Einwirkungen der römischen Curie vollkommen unterlegen ist, und wenn dort bei der verhältnißmäßig abhängigen Stellung des Episkopates die Staatsgewalt seit Thomas Becket den Druck der weltbeherrschenden Roma in finanzieller und politischer Beziehung fast unerträglich fand, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß Deutschland mit seinen zahllosen Bisthümern und unabhängigen Kirchen, unter das schlimmste Joch römischer Bevormundung gerathen wäre. Von dieser Seite betrachtet war das Kaiserthum im Mittelalter für Deutschland ein Schutz seiner geistigen Freiheit gegenüber den hierarchischen Bedrückungen Roms. Da nun einmal die christliche Kirche zu einer geistlichen Universalherrschaft sich zugespitzt hatte, so war es unzweifelhaft einer der glücklichsten und großartigsten Gedanken der staufischen Politik, zu den Rechten des Reiches über Oberitalien den Besitz von Unteritalien hinzuzufügen — es war die muthige That eines Herkules, den Stier bei den Hörnern zu fassen.

Wir glauben mit diesen Betrachtungen in der That den Gedankenkreis eines Politikers, der zu der Zeit, als Friedrich II nach Deutschland eilte, um die deutsche Krone zu empfangen, die Lage der Dinge in lebendiger Erinnerung der vorhergegangenen Zeiten prüfte, mit ziemlicher Sicherheit bezeichnet zu haben. Und wenn wir noch nach Art des Thukydides geschichtliche Erörterungen in die historische Darstellung einzuweben gewohnt wären, so würden wir uns nicht zu scheuen brauchen, dem jungen Hohenstaufen eine Rede in den Mund zu legen, worin er dem deutschen Volke die Vortheile einer Vereinigung von Kronen, wie er, der deutsche Erbe des sicilischen Reiches sie darbot, in bündigster Weise darlegen könnte. Er dürfte hervorheben, zu welchem Glanze sein Großvater die deutsche Nation bereits emporgehoben, als von Rom aus Alexander III nicht etwa bloß den Bürgerkrieg in Oberitalien in den Lehen des Reichs, sondern in Mitten Deutschlands selbst provocirte, so daß fast in allen erledigten Bisthümern Streit und Krieg entstand und überall die römische Partei in Deutschland selbst nach Macht und Einfluß strebte. Er könnte sagen, wie von ihm zu erwarten sei, daß die Selbständigkeit und Freiheit der Nation gewahrt

werden würde, da er in Italien selbst eine hinreichende Macht besitze, um den Uebergriffen der Curie zu steuern. Und weiter konnte Friedrich erklären, daß man sich nicht durch den Schein täuschen lassen dürfe, als ob seine italienischen Reiche den Deutschen Veranlassungen zu unnöthigen Kriegen geben könnten, denn diese würden sicherlich auch in Deutschland nicht zu vermeiden sein, wenn man den Plänen der Hierarchie nicht an ihrer eigenen Geburtsstätte entgegenträte, wie ja der Investiturstreit und alles was daran hieng Deutschland erreicht und in unsägliches Elend gestürzt hatte, ohne daß die italienischen Verhältnisse Ursache davon gewesen wären.

Wir wissen recht wohl, daß Friedrich II Gedanken dieser Art nicht öffentlich in einem Augenblicke aussprechen konnte, wo die einfachste Politik ihm die Freundschaft mit einem Papste, der es in seinem Interesse fand, Friedrichs deutsche Königswahl selbst zu betreiben, vorerst nothwendig gemacht hatte. Aber daß seine Ideen sich von Anfang an in dem angegebenen Kreise bewegten, möchten wir für ausgemacht ansehen, ohne mit seinen Anklägern in das Geschrei über Heuchelei gegen Innocenz III, über Lug und Trug einzustimmen; denn es wäre wirklich eine sonderbare Forderung, daß Friedrich etwa gleich anfangs dem Papste hätte ein Programm seiner ganzen zukünftigen Politik überreichen sollen. Während es also thöricht ist, da gegen einen Fürsten Anklagen zu schleudern, wo nach keinen andern Grundsätzen als nach denen aller anerkannten und bewährten Politik verfahren worden ist, gehen doch auch die neuesten Darsteller Friedrichs zu weit, wenn sie in dem Bestreben, ihn eben von den erwähnten Vorwürfen zu reinigen, glauben machen wollen, er habe überhaupt gegen die Tendenzen der römischen Curie nicht nur nichts im Schilde geführt, sondern die innigste Freundschaft, die er vorgegeben, auch wirklich für sie gefühlt. Die Wahrheit ist, daß er seine Absichten geheim halten mußte, und daß er nicht handelte, wie ein Heuchler, sondern wie jeder verständige Mensch in seiner Lage gehandelt hätte.

In einem Augenblicke, wo ein so genialer Mann wie Innocenz III auf dem römischen Stuhle saß, war natürlich nicht die Zeit gekommen, die Früchte sofort einzuheimsen, die sich der junge Friedrich und die staufische Partei von der Krone der Deutschen erwarten mußten, aber andererseits kann man nicht annehmen, daß es jemandem,

der gesunde Sinne hatte, zweifelhaft sein konnte, daß die Richtung, die das Papstthum eingeschlagen hatte, früher oder später zu einem gewaltigen Conflicte führen mußte. Die hochgespannten Doctrinen, von denen der Mund des Papstes, wie der der Kirchenrechtslehrer überquoll, waren keine leeren Worte mehr, seit man fast alle abendländischen Streitigkeiten vor das römische Schiedsgericht citirte, seitdem man über Frankreich und Spanien wie über Vasallenstaaten gebot und in England selbst in den inneren Verfassungsstreitigkeiten, welche zur Magna charta führten, zwischen einem elenden Könige und den geheiligtsten Rechten des Volkes nach keinen andern als Opportunitätsgründen bald für bald gegen eine schlechte Regierung intervenirte. Wir machen uns hier nicht zur Aufgabe, ein Bild von der Regierung Innocenz' III zu entwerfen; vornehmster Grundsatz derselben war es gewesen, keinen Streit unbenützt vorbeigehen zu lassen, in welchem die Curie endgiltig entscheiden konnte; und dabei wollen wir eine Bemerkung flüchtig berühren, welche derjenige bestätigt finden wird, der die Richtersprüche Innocenz' und seiner Nachfolger prüft. Da erscheint es fast als ein stehendes Princip: in den weitaus größten Fällen politischer und anderer Händel erhält jedesmal derjenige Recht, der den Streit zuerst vor die römische Curie gebracht hat. Es findet dieß seine Erklärung darin, daß die Kirche ein günstiges Praejudiz für denjenigen faßte, der seinen Gehorsam und seine Ergebenheit für den römischen Stuhl zuerst darthat; und obgleich die Kirche ganz außer Stande war, nach allen den verschiedenen rechtlichen Gewohnheiten und Anschauungen der verschiedensten Länder ihre Urtheile einzurichten, so reizte sie doch auf diese Weise die Parteien aller Orten immer mehr dazu, ihre Processe möglichst schnell in Rom anhängig zu machen. Diese Einmischungen des römischen Stuhles in aller Welt Händel und Streitigkeiten waren aber eine unerschöpfliche Quelle des Ansehens der Curie und zugleich ihrer materiellen Einkünfte.

Betrachtet man nun speciell das Verhältniß des Papstes zu Sicilien und zu Friedrich II, so war die Minderjährigkeit des letztern und die schwächliche Fürsorge seiner Mutter der geeignete Zeitpunkt, um die päpstliche Gewalt in einer bis dahin unerhörten Weise daselbst zu befestigen. Mit der Vormundschaft über den minderjährigen König ward zugleich eine rechtliche Formulirung der Oberlehensherrlichkeit über

Neapel und Sicilien von Innocenz III erlangt, die, wenn man sich strenge an dieselbe halten wollte, jede Selbständigkeit der weltlichen Macht daselbst aufgehoben hätte. Alle diese Umstände zeigen nur zu deutlich, welche bestimmten Tendenzen die Hierarchie verfolgte, um die politische Herrschaft über die Welt mit der geistlichen in eine unlösbare Verbindung zu bringen. Wollte nun Friedrich II sich nicht bloß als ein gedankenloses Werkzeug dieser Richtung betrachten, so mußte ihm von vornherein klar sein, daß ihm ein Kampf mit derselben nicht erspart bleiben könne. Die Lage der Dinge und sein Vortheil erheischten jedoch, denselben so lange wie möglich hinauszuschieben. Dieses und nichts anderes scheint uns denn auch der Grund zu sein, warum Friedrich auf alle möglichen Forderungen und Bedingungen vorerst bereitwilligst eingieng, die an ihn gestellt worden sind, da er den Kampf um die deutsche Krone gegen Kaiser Otto aufnahm.

Man hat immer und doch wohl nicht mit Unrecht angenommen, daß Friedrich gewisse Zusagen, Sicilien nicht in seiner Hand zu behalten, wenn er die deutsche Krone erlangt haben würde, dem Papste schon vor seiner Ankunft in Deutschland gemacht habe. Urkundlich ist darüber nichts festgestellt worden, nur ist soviel gewiß, daß der neugeborene Sohn Friedrichs sofort auf Verlangen des Papstes zum Könige gekrönt worden ist, und wir wüßten dieser Thatsache kaum einen andern Sinn beizulegen, als daß der weitblickende Papst schon damals entschlossen war, eine Union [1]) zwischen Sicilien und Deutschland nicht zu gestatten. Es ist wahr, daß eine bestimmte Erklärung hierüber von Seiten des Papstes erst drei Jahre später erfolgt ist, aber wir glauben doch mit dem Verfasser der trefflichen „Staufischen Studien“ daran festhalten zu dürfen, daß Innocenz III auf dem Gedanken der Ueberlassung Siciliens an Friedrichs Sohn von Anfang an bestanden haben wird und bestehen mußte. Für Friedrichs Verhalten übrigens bleibt es so ziemlich einerlei, ob diese päpstliche Forderung schon 1212 oder

---

1) Winkelmann legt viel Gewicht auf die doch nur moderne Unterscheidung von Personal- und Real-Union, was nicht sehr relevant zu sein scheint, denn wenn der Kaiser seine deutschen Truppen nach Italien brachte und seine sicilischen Vasallen gleichzeitig aufbot, um den Papst oder die Lombarden zu bekämpfen, so war es sehr gleichgiltig, ob das in Folge von Real- oder Personalunion geschah.

erst auf dem Lateranconcil von 1215 an ihn herangetreten sei; moralisch war es jedenfalls nicht, aber politisch desto mehr zu billigen, daß er sich mit zweideutigen Zusagen half, wo er noch nicht die hinreichende Macht besaß, um durch offenen Widerstand die römische Curie in jene bescheidenen Schranken zurückzuweisen, die sie nun schon seit so langer Zeit und mit immer steigenderen Forderungen überschritten hatte. Und hierbei wollen wir gleich eine Bemerkung hinzufügen, die sich im Laufe der Geschichte Friedrichs oft machen ließe, und die wir nicht immer wiederholen wollen. Wenn es gälte, die Person Friedrichs nach moralischen Grundsätzen zu beurtheilen, so würden wir fast überall nur seine Absichten und Zwecke, selten aber die Mittel, die er dazu anwendete, zu vertheidigen im Stande sein. Man soll es offen aussprechen, daß die leichtsinnige Art, mit welcher der junge Friedrich gegebene Versprechen nach Belieben zu brechen oder zu halten für gut fand, und die doppelzüngige und zweideutige Redeweise, mit der er dem Papste gegenüber Verpflichtungen eingieng, über die er sich ganz unzweifelhaft bei guter Gelegenheit hinauszusetzen beabsichtigte, daß dieser gewaltthätige, rücksichtslose, hinterhaltige Sinn — das Resultat einer geistlichen Pädagogik — in keiner Weise vertheidigt zu werden braucht, wenn man daneben nicht verkennt, daß in der Politik oft genug viel weniger zu billigende Bestrebungen, die mit gleich zweideutigen und hinterhaltigen Mitteln verfolgt worden sind, vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht verurtheilt zu werden pflegen. Doch halten wir uns an das thatsächliche. Nachdem Friedrich zum deutschen Könige gekrönt war, begann der große Entscheidungskampf zwischen der welfischen und staufischen Partei in Deutschland, an welchem auch das Ausland nicht unbetheiligt bleiben sollte. Zunächst erschien Friedrich II als der Pfaffenkönig, Otto als der verfolgte Kaiser, der die nationale Sache vertrat. In den Städten und Klöstern hat man sich nicht genug wundern können, wie der Nachkomme eines Barbarossa nun als päpstlicher Schildträger in Deutschland erschienen sei, und die mangelhaft unterrichteten Chroniken versäumen dabei nicht, von der uneigennützigen Liebe zu erzählen, welche der Papst zu dem verwaisten Königskinde hegte, das er in seinen Schutz genommen habe. In Wahrheit aber war alles diplomatisch abgekartet, um die große englisch-braunschweigsche Allianz, die dem römischen Stuhle in den letzten Jah-

ren so unerwarteten Kummer verursacht hatte, gründlich zu verderben. Der König Philipp August wurde angewiesen, mit dem Hohenstaufen gemeinsame Sache zu machen, und ein Bündniß, welches erst vor einem Decennium in analoger Weise zwischen Philipp August und Philipp von Schwaben gegen die Interessen des römischen Stuhles errichtet worden war, wurde nun plötzlich mit dem Segen des Papstes ausgestattet und wurde der erstaunten Welt als Ausfluß der neuesten politischen Offenbarungen von Rom vorgestellt. In der That es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, wie geschraubt, gezwungen und unnatürlich alle diese Verhältnisse waren — und zu meinen, daß in diesem Wirrsaale von feinsten diplomatischen Intriguen gerade Friedrich II als der einzige Tugendheld dem gewaltigen Innocenz und seiner mächtigen Partei hätte enthüllen sollen, welche Schlange die Kirche an ihrem Busen nähre, ist eine fast kindische Betrachtungsweise der Geschichte. Einmal allerdings hatte Friedrich Worte fallen lassen, die den ganzen Hintergrund seiner Absichten zeichnen; damals, als er in der Versammlung der sicilischen Großen seinen Entschluß kund that, die auf ihn gefallene Wahl der Deutschen anzunehmen. Hier sprach er noch deutlich über seine Absicht, Deutschland und Sicilien zu vereinigen. Seit er aber die Meinung Innocenz' III in Rom selbst erfahren hatte, schwieg er in den öffentlichen Acten über diesen Punkt, und kaum kann man sich über seine wahre Ansicht täuschen, wenn man wahrnimmt, wie er mit größter Unbefangenheit am 1. Juli 1216 zu Straßburg feierlich gelobte, daß er nach seiner Kaiserkrönung seinen Sohn, den schon zum König von Sicilien gekrönten Heinrich, aus der väterlichen Gewalt entlassen, daß er das ganze Königreich Sicilien als ein von der Kirche herstammendes Lehen durch andere passende Personen verwalten lassen und selbst auf den Tite eines Königs von Sicilien Verzicht leisten werde.

Die römische Politik hatte damit einen Erfolg erreicht, auf den sie sich viel zu Gute that, aber es war denn doch nur ein sehr äußerlicher Triumph. Wenn Innocenz III mit dem frohen Glauben starb, daß er nun erreicht habe, was er für das größte hielt, daß er die sogenannte Freiheit der Kirche gesichert, indem er die gefährliche Vereinigung der Regierung von Deutschland und Sicilien in einer Hand gelöst hätte, so mag man gerne einer so bedeutenden Persönlichkeit diese

tröstliche Täuschung gönnen, aber sie beweist nur um so mehr die Verkehrtheit eines Systemes, welches darauf berechnet war, alle Könige und Fürsten einer geistlichen Monarchie unterzuordnen, und alle staatliche Macht zur Dienerin eines überall hin herrschenden Priesterthumes zu machen. Denn wie sehr auch die Ansprüche dieses Systemes die Welt verwirrten, so war es doch nur selten von dauernden Erfolgen begleitet, und so wurde auch dieser Plan Innocenz' III nicht durchgeführt; sofort nach dessen Tode trat Friedrich mit der Absicht deutlicher hervor, Sicilien neben dem Kaiserthume nicht nur zu behalten, sondern auch durch eine strenge und geschlossene Regierungsweise zu einem Hauptstützpunkte seiner Macht zu machen.

Hierbei kam ihm ein Umstand wesentlich zu statten: der Nachfolger Innocenz' war ein Mann von sehr gemäßigten Gesinnungen, weit entfernt die Politik seines Vorgängers gegen Friedrich zu verfolgen. Streng kirchliche Schriftsteller haben ihn häufig deßhalb als einen schwachen Papst geschildert, dem es an dem nöthigen Muthe und Charakter gefehlt hätte, um das begonnene Werk der sogenannten Freiheit der Kirche zu vollenden, wenn wir aber, was die Person des neuen Papstes betrifft, hiergegen nichts einzuwenden finden, so dürfte man doch auch nicht vergessen, daß gerade die Wahl eines gemäßigteren, Friedrich wohl bekannten und freundlich gesinnten Kirchenfürsten keine unabsichtliche That der Cardinäle gewesen ist.

Die Wahlacten der Päpste sind in tiefes Dunkel gehüllt und werden es begreiflicherweise wohl bleiben. Auch die Motive, welche die Cardinäle bestimmten, den milden Honorius III zum Nachfolger Innocenz' III zu wählen, sind bisher nicht an den Tag gebracht, aber soviel ist gewiß, daß Friedrich II hierin eine billige Rücksichtnahme auf seine Bestrebungen, wenn man so will, eine Gefälligkeit von Seite der Kirche und die für ihn günstigste Constellation der Verhältnisse erblicken durfte. Denn Honorius war ein dem Staufer und seiner sicilischen Herrschaft von früher Zeit wohlgesinnter Mann. Doch war es nicht allein Rücksicht auf Friedrich, sondern auch ein Bedürfniß für die römische Staatsverwaltung, nach den unruhigen Zeiten Innocenz' für eine friedliche Nachfolge zu sorgen. Die rastlose Politik des großen Papstes hatte die römischen Cassen geleert, und es dürfte nicht allein mönchische Entsagung gewesen sein, was die Silber- und Gold-

Geschirre von der Tafel des großen Papstes verbannte, sondern auch die drückende Finanznoth wird an dieser Askese ihren Antheil gehabt haben. Nun hatte sich Honorius durch seine finanziellen Talente ausgezeichnet; er war es, der um die Ordnung des päpstlichen Haushaltes so große Verdienste sich erworben hatte. Sollte man da nicht vermuthen, daß in diesem Umstande ein wesentlicher Grund seiner Wahl gelegen habe? Jedenfalls konnte man von ihm eine friedliche und daher minder kostspielige Regierung erwarten.

Friedrich säumte denn auch nicht lange, um in diesem Augenblicke die früher von ihm erpreßten Zusagen wegen der Aufhebung der sicilischen Union rückgängig zu machen. Der Tod des Kaisers Otto und seine eigene in Deutschland erlangte Uebermacht gestatteten ihm, einen der denkwürdigsten Pläne ins Werk zu setzen. Es stand nichts im Wege, seinen Sohn Heinrich, den er als König von Sicilien unter päpstlicher Herrschaft zurücklassen mußte, schon jetzt zum deutschen Könige wählen zu lassen. Nur die Abmachungen von Straßburg und ähnliche darauf bezügliche frühere Verabredungen stellten sich diesem Vorhaben in den Weg. Wenn es aber gelang, die deutschen Reichsfürsten zu der Wahl Heinrichs VII zu bewegen, dann waren, worüber alle Geschichtschreiber einig sind, die päpstlichen Pläne in Betreff der Aufhebung der Union vollständig durchkreuzt. Daß nun Friedrich II dieß wirklich durchsetzte und ohne Krieg, in so friedlicher Weise den von der römischen Curie gewonnenen Vortheil vernichtete, muß als ein Meisterstreich der Regierungspolitik betrachtet werden. Zugleich lag aber in der vollzogenen Wahl Heinrichs VII noch ein anderer Erfolg. Durch die Erhebung Heinrichs VII haben die deutschen Reichsfürsten ihre feierliche Beistimmung zu der staufischen Politik gegeben. Man hat bisher nicht genug hervorgehoben, daß das deutsche Reich durch diesen Act eine staatsrechtliche Anerkennung der Union — und man braucht darunter nur die Personalunion zu verstehen — ausgesprochen habe. Denn wenn die Chroniken auch melden, daß Friedrich sehr dringend und heftig sein Ziel verfolgte, und wenn er auch manche Concessionen hierfür dem Fürstenthume gemacht hat, so entfällt damit doch keineswegs die Verantwortung der Folgen, welche die Fürsten ihrerseits durch Heinrichs Wahl auf sich genommen haben. Nichts spricht hierfür mehr, als gerade die Heimlichkeit, mit der die Wahl

vollzogen worden ist, und wir können es nicht unwahr oder heuchlerisch finden, wenn Friedrich nach geschehener That dem Papste gegenüber die ganze Verantwortung auf die Reichsfürsten wälzte. Denn die Thatsache steht fest, daß wir in der im Widerspruche gegen die päpstliche Politik vollzogenen Wahl Heinrichs VII nichts anderes als eine auf die gleichen Ueberzeugungen gegründete Allianz des staufischen Hauses und des deutschen Reiches gegen die päpstliche Uebermacht zu erblicken haben. Dieses große Resultat durfte nun die Regierung Friedrichs II nicht durch voreilige Mittheilungen in Frage stellen; da galt es durch kluges Benutzen der Umstände, diplomatisches Hinhalten und leises Vorgehen endlich in die Lage zu kommen, mit der vollbrachten und unwiderruflichen Thatsache dem Papste entgegenzutreten. Selbst einem so zaghaften und schwachen Oberhaupte der Kirche, wie Honorius III, gegenüber konnte Friedrich unmöglich wagen, diese Lebensfrage des kaiserlichen und päpstlichen Systemes offen zu behandeln, wollte er anders die schlafende Löwin zu Rom nicht wecken und alles von vornherein verderben. Wie richtig übrigens Friedrich II über die Logik der Thatsachen nachgedacht hatte, beweist der Umstand, daß von Seiten der Curie in der That nichts weiter eingewendet worden ist, — anfangs folgte zwar eine kurze Gemüthsverstimmung in Rom, dann fügte man sich in das unvermeidliche, und am 22. November 1220 wurde Friedrich zum Kaiser gekrönt, er war Kaiser und König zugleich; worauf er früher verzichten sollte, hat er ohne Schwertstreich wieder erreicht, ein seltenes Beispiel politischen Talentes in einer Zeit, wo so rasch und unbesonnen das Schwert gezückt zu werden pflegte. Schon begann der neue Kaiser seine epochemachende Verwaltung Siciliens, die Unionsfrage ward nicht weiter berührt.

Dagegen gab es einen anderen Punkt, der tiefer greifende und nachhaltigere Differenzen erzeugte.

Zu Aachen hatte Friedrich II einen Kreuzzug gelobt. Es geschah zur Zeit seiner Königskrönung in einem Momente, wo er noch der ganzen kirchlichen Sympathien in vollstem Maße bedurfte. Wir sind nun auch in diesem Punkte unbefangen genug, um nicht etwa den Leichtsinn von Gelöbnissen vertuschen zu wollen, zu deren Ausführung von vornherein nicht viel guter Wille vorhanden gewesen sein mag. Seinen Gegnern müssen wir zugestehen, daß das Gelöbniß gewiß nur

als eines der vielen Mittel betrachtet worden ist, um zur Macht zu gelangen. Ohne aber seine Gedanken nach Art von Inquisitoren errathen und beurtheilen zu wollen, gestehen wir andererseits, daß wir uns nicht wundern könnten, wenn der pläne- und zukunftreiche König nachher nicht sehr nach dem Ruhme jener löwenherzigen Abenteurer geizte, die ihre Macht und ihr Ansehen an den Küsten von Kleinasien zerschellen sahen. Für kleinere Herrn hatte so eine Kreuzfahrt weniger bedenkliches, — zu verlieren hatten sie höchstens ein paar hundert Dienstleute, dafür holten sie sich den Ruhm gottgeweihter Ritter und kehrten als bewunderte Helden zurück — was sie ausgerichtet, um das kümmerte man sich nicht viel, sondern lauschte den Jagdgeschichten, die sie zu erzählen wußten, mit einer Art von heiliger Begeisterung, und die Hofpoeten brachten zuweilen die Heldenthaten der Herrn und Fürsten in Verse und Reime. Aber ein Mann wie Friedrich, ein Kaiser, der dem Ruhme der Größten seiner Vorgänger nachstrebte, konnte von diesen Gesichtspunkten aus an die Ausführung seines Gelöbnisses nicht denken. Jedermann war es klar, daß Friedrich II einen ruhmvollen erfolgreichen Feldzug machen mußte, wenn er seine Ehre, sein Ansehen unter den Völkern des Abendlandes nicht verlieren wollte. Da gewährt es nun einen wahrhaft einzigen Anblick, wie selbst der gemäßigte Honorius, gewöhnt diese Angelegenheit als eine hauptsächliche Domäne der päpstlichen Herrschaft zu betrachten, in ein unruhiges Drängen und Treiben geräth, welches den tiefer blickenden Staatsmann nur mit Ingrimm erfüllen konnte. Wir erinnern uns hierbei unwillkürlich einer Analogie aus Wallensteins Leben; da der gewaltige Feldherr von dem Hofkriegsrathe in Wien beständig beeinflußt und unter anderm auch zu einer Seeexpedition gedrängt werden wollte, zu welcher kein einziges Schiff vorhanden war, so antwortete er einmal: „Wenn die Herrn glauben, daß man den Krieg so leicht führt, wie sie ihre lateinischen Zeddel schreiben, so mögen sie sich selbst auf das Meer setzen.“ Man denke nun an die Stelle der Perücken des Hofkriegsrathes die rothen Strümpfe und seidenen Talare der Cardinäle, und man wird aus dieser Analogie so ziemlich richtig errathen, was Friedrich II der kreuzzüglerischen Ungeduld der Päpste gegenüber fühlte. Zugleich handelte es sich aber noch um eine weitere Frage in dem Streite des 13. Jahrhunderts. Sollte der Papst wirklich alleiniger

Herr über Krieg und Frieden mit den Ungläubigen sein? sollte Friedrich in der That sich zum bloßen Strategen des Papstes herabsetzen lassen?

Doch wollen wir nicht in die Einzelnheiten dieser Angelegenheit eingehen; allerdings ist es für die Gegner Friedrichs nicht schwierig, aus den Verzögerungen und aus der wenig bestimmten Art, mit der er hiebei auftrat, sogleich auf eine Reihe der bösesten Absichten nicht bloß gegen den Papst, sondern gegen die Kirche überhaupt Schlüsse zu machen, und sie konnten dieß um so leichter, als die Berichte über die Ursachen der Unterlassung der Kreuzfahrt jedesmal ziemlich zweideutig und die Motive, welche Friedrich in seinen Schreiben an den Papst als Entschuldigungen anführt, in der That, wie gewöhnlich, ziemlich unaufrichtig sind. Selbst darüber kann man sich nicht wundern, daß die Angabe der Erkrankung Friedrichs in dem Augenblicke, wo das Kreuzheer schon versammelt und zum Aufbruche gerüstet war, bezweifelt worden ist, und man wird gestehen müssen, daß die unbefangenste Lectüre der betreffenden Actenstücke allerlei Zweifel zuläßt, und daß eine Entscheidung über das rein thatsächliche selbst äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Politische Persönlichkeiten von so ausgezeichneter Art wie Friedrich II werden natürlich immer schon von den Zeitgenossen mit dem größten Mißtrauen in allen ihren Handlungen angesehen, und je tiefer und verschlossener ihre Naturen angelegt zu sein pflegen, und je weniger ihr ganzes Wesen klar vorliegt, desto mehr ist man geneigt, auch hinter den unschuldigsten ihrer Schritte berechnete Absichten und Pläne zu wittern. Würden wir daher eine Geschichte Friedrichs II schreiben, so würden wir uns gar nicht darauf einlassen zu untersuchen, ob seine Verzögerungen und endlosen Verschiebungen der großen Kreuzfahrt wirklich begründet gewesen seien oder nicht. Denn wie dem auch sein möge, der eine und allein entscheidende Punkt scheint über allem Zweifel zu sein, daß Friedrich II den großen orientalischen Krieg zwar beginnen wollte, aber unter Umständen, welche seine, nicht die Interessen des Papstthumes, zu fördern geeignet waren. Hierarchische Zwecke zu begünstigen, ein Land etwa zu erobern, damit es dann in die Hände Johann von Briennes oder eines päpstlichen Bannerträgers gespielt werde, den phantastischen Ideen, welche die Päpste seit Jahrhunderten mit den Kreuzzügen verbanden, Vorschub zu lei-

sten, das waren Dinge, die einem Friedrich natürlich entfernt nicht in den Sinn kommen konnten, die er vielmehr um jeden Preis vermeiden mußte.

Allein der Nachfolger Honorius' III war ein Mann aus Innocenz' III Schule. Der Bann, den Gregor IX sofort gegen Friedrich schleuderte, zeigte dem Kaiser, daß die Tage des Friedens seiner Regierung gezählt sein werden. Nun galt es doppelte Anstrengungen zu machen, um die erlangte Macht nicht zu verlieren. In dieser Rücksicht verdient seine Haltung doppelte Anerkennung, denn obwohl er als Gebannter der Kirche den Kreuzzug unternahm, so wußte er doch alles zu vermeiden, was im geringsten den Schein, als sei er der Angreifer der Kirche, erregen konnte. Und während er für die christliche Sache in Jerusalem einige unläugbare Erfolge aufzuweisen hatte, war es ihm gleichzeitig gelungen, einen Frieden mit den Muselmännern zu Stande zu bringen, der für seine Länder von der größten Wichtigkeit war, und der einen Verkehr zwischen dem Oriente und dem Abendlande ermöglichte, wie er bis dahin nicht bestand. Während alle wahren Vortheile, die aus der Verbindung des Abendlandes und des Orientes hätten erwachsen können, durch die religiösen Vorurtheile bis nun immer gestört worden waren, zeigte Friedrich die Möglichkeit eines Weltverkehrs mit dem Oriente, ohne daß dabei die religiösen Gefühle des Abendlandes, welche sich an die Erinnerung des heiligen Grabes knüpften, beleidigt zu werden brauchten. Glücklicherweise besitzen wir denn auch die unzweideutigsten Zeugnisse dafür, daß von einsichtigen und politisch gebildeten Männern Friedrichs Betragen im Oriente und seine Verträge auf das entschiedenste gebilligt worden sind. Kein geringerer als Hermann von Salza war es, der die Vertheidigung des Kaisers dem päpstlichen Stuhle selbst gegenüber unternahm. Damit aber auch hier an dem gewohnten Gegensatze nichts fehle, so finden sich die Anklagen gegen Friedrich ebenfalls schon in den gleichzeitigen Acten, und sie rühren von dem Patriarchen Gerold her, der die alte Ansicht über die Kreuzzüge noch einmal in seinen Briefen zum besten giebt. Da wird es denn als kein geringes Verbrechen des Kaisers geschildert, den Patriarchen in den Unterhandlungen mit den Sarazenen kaum gehört zu haben. In der That wenn man nach einem schlagenden Beispiele jenes geistlichen Hochmuthes suchen wollte, der überall, wo er sich nur

im mindesten zurückgesetzt wähnt, sogleich über Gotteslästerung und Ketzerei zu klagen pflegt, so müßte man die Briefe des Patriarchen in dieser Angelegenheit lesen. Freilich hatte der Patriarch darin recht gesehen, daß, wenn der neue staufische König von Jerusalem es übernehmen sollte, das zertrümmerte Reich einigermaßen auf Grund von besonnenen Maßregeln wiederherzustellen, dieß jedenfalls nicht ganz nach dem Commando des Patriarchen und des Papstes geschehen werde. Daß aber Friedrich das Königreich Jerusalem keineswegs als einen gleichgiltigen Besitz betrachtete, daß er vielmehr in sehr thätiger Weise in die Verhältnisse desselben auch später einzugreifen beabsichtigte und wirklich eingriff, davon geben die zahlreichen Geschäftsstücke Zeugniß, welche noch jüngst Huillard Bréholles gesammelt und in dem betreffenden Abschnitte seiner Introduction zusammengestellt und Winkelmann in trefflicher Weise verarbeitet hat. Und es wird künftig niemand mehr zu läugnen im Stande sein, daß gerade von Friedrich II der letzte Versuch einer Restauration des Königreiches Jerusalem in zweckmäßiger Weise unternommen worden ist. Man braucht auch nur an die vielleicht zu weit greifende Wirksamkeit des sicilischen Marschalls Richard zu denken, um sogleich einzusehen, wie wenig Friedrichs Regierung das orientalische Reich vernachlässigte. Wenn seine Verwaltung sich die Zufriedenheit des Papstes nicht zu erwerben im Stande war, so liegen die Ursachen davon darin, daß man sich am päpstlichen Hofe gewöhnt hatte, das Königreich Jerusalem als eine Art Domäne des Kirchenstaates zu betrachten, und daß alle Niederlagen, alle Einbußen, alle Enttäuschungen nicht im Stande waren ein System zu stürzen, welches das Priesterthum als eine Lebensfrage des christlichen Glaubens auszugeben gewußt hat.

Indem wir nun aber an den hervorragendsten Punkten den Gegensatz, in welchen Friedrich II gegen die Kirche gerathen war, deutlich genug wahrnehmen konnten, wird es nothwendig sein, den Charakter seiner Regierung selbst näher zu bezeichnen. Zumeist hat sich bisher gezeigt — und wir konnten dieß den neueren ultramontanen Schriftstellern mit Vergnügen zugeben, daß Friedrich sich gegen die Ansprüche und Forderungen des päpstlichen Stuhles durchaus ablehnend verhielt. Den Ideen, welche aus den hierarchischen Vorstellungen der Kirche hervorgiengen, der Bevormundung, welche das kirchliche

Recht im Namen Gottes und des christlichen Glaubens als unbedingt nothwendig beanspruchte, ist er entschieden verneinend entgegengetreten, wo immer es auf dem praktischen Gebiete der Politik ihm begegnete. Er hat als echter Staatsmann den doctrinären und überall aus den kirchenrechtlichen Gedankenkreisen heraus polemisirenden Acten und Briefen der Päpste bis gegen Ende seiner Laufbahn nur selten mit principiellen Erörterungen etwa über das Verhältniß der beiden Schwerter geantwortet, — seine Schreiben sind vielmehr überall mehr besänftigend, entschuldigend, aber was er zu erwidern hatte, das wußte er sofort durch die Macht der Thatsachen geltend zu machen, die überall rasch und entscheidend seinen Ueberzeugungen Ausdruck gaben. Es ist daher auch nicht leicht, von den Richtungen und Zielen seiner Politik ein sicheres und einheitliches Bild zu gewinnen. Während die päpstlichen und kirchlichen Bestrebungen durch eine Unzahl von systematischen Erörterungen gleichsam theoretisch festgestellt erscheinen, bevor sie noch in praktische Anwendung und Geltung gebracht sind, und während das Ideal der kirchlichen Herrschaft, wie es schon zu Innocenz' III Zeit in vollster Gestaltung dasteht, unausgesetzt als der erhabene Leitstern betrachtet wird, dem die kühnen Geister der Kirche nur zu folgen brauchen, macht die Politik Friedrichs vielfach den Eindruck eines unsteten und unklaren Wesens, und seine Ziele erscheinen auf den ersten Blick kaum hinreichend durchdacht und fast ohne alle positiven Momente. Dennoch muß sich wohl ein Gesichtspunkt gewinnen lassen, von dem aus die mannigfach verschlungenen Wege des letzten Kaisers zu einem harmonischen Ganzen gestaltet werden mögen.

Während Friedrich II noch im Oriente weilte, war es bereits in Italien zwischen dem Papste und den Kaiserlichen zum Schlagen gekommen, und ohne Zweifel war es die Absicht Gregors, den festen Bau staatlicher Gewalt, den Friedrich schon in den Jahren 1222—1225 in Sicilien aufzuführen anfieng, während der Abwesenheit des Kaisers von Grund aus zu zertrümmern. So begann er denn mit den gewöhnlichen Mitteln der Kirche: die Unterthanen vom Gehorsam zu entbinden. Aber Friedrichs Anhänger, an ihrer Spitze Herzog Raynald von Spoleto, ließen sich nicht irre machen. Der glänzendste Beweis, wie populär Friedrichs Regierung in Italien gewesen ist, liegt ohne Frage gerade in dem Kriege vom Jahre 1228 und 1229,

der die vollkommene Schwäche der päpstlichen Bestrebungen enthüllte; ja noch mehr, als im Jahre 1230 nun die deutschen Fürsten nach Italien gekommen waren und der Papst sich durch den Augenschein überzeugen konnte, wie stark die Sympathien seien, die auch in Deutschland für die kaiserliche Sache lebten, da mußte es selbst einem Gregor mehr und mehr klar werden, daß vorerst die Macht Friedrichs nicht zu erschüttern sei. Man söhnte sich in San Germano aus, der Papst schien plötzlich der eifrigste Ghibelline Italiens geworden zu sein. Ungehindert hatte Friedrich durch volle neun Jahre seine Herrschaft behaupten, befestigen und organisiren können. Er erfuhr fast immer Unterstützung vom Papste — mit welchen Gesinnungen sie gewährt sein mochte, darüber wollen wir keine Untersuchung anstellen — aber so viel ist sicher, in dieser Zeit konnten nun die Tendenzen der staufischen Politik vollkommen zu Tage treten, die Pläne, welche dem jungen Fürsten vor der Seele geschwebt sein mögen, da er zuerst Deutschland betrat, schienen nun verwirklicht werden zu sollen, und jedesfalls mußte es sich zeigen, wie er den Gedanken der kaiserlichen Weltherrschaft aufgefaßt und durchgeführt wissen wollte.

Da begann er nun vor allem in Unteritalien die Organisation des Staates, die ihn so berühmt gemacht und über deren Bewunderung man fast vergessen hat, den Namen jenes trefflichen Mannes zu erforschen, der dabei die hervorragendste Rolle gespielt hat. Jetzt weiß man, daß es Jakob von Capua gewesen ist, der dem Kaiser bei diesem Werke diente, und fällt auch von dem Ruhme des Herrn dadurch das beste Theil auf den Diener, so muß man jenen nur um so mehr darum bewundern, daß er seine Diener so trefflich zu wählen wußte. Denn über die Vollkommenheit seiner Gesetzgebung herrscht unter allen Geschichtschreibern so wenig eine Meinungsverschiedenheit, daß man sich scheuen müßte etwas hinzuzufügen. In neuester Zeit hat man hauptsächlich das Augenmerk der historischen Betrachtung auf die verschiedenartigen Elemente der sicilischen Constitutionen gelenkt, in deren harmonischer Vereinigung gerade die Bedeutung derselben gesehen wird. Die strenge Gliederung des Beamtenthums ist vorzugsweise normannischen Charakters und tritt uns in durchaus analoger Weise auch in den übrigen normannischen Staatsbildungen entgegen. Die Sicherheit des Geschäftsganges, wie sie uns aus einer wenigstens für ein Jahr

erhaltenen Serie von Cabinetsordres ersichtlich ist, hat ihres gleichen im damaligen Europa nur in der Organisation der Kirche. Der König regiert an der Spitze eines fest gegliederten Beamtenstaates in unbeschränktester Weise. Die Verwaltung wird durch die Großbeamten, insbesondere den Großhofjustitiar und Kämmerer unter der unmittelbaren Einwirkung des Königs geleitet, dem sie allein verantwortlich sind. Der Verfasser der staufischen Studien hat schon darauf hingewiesen, wie genau diese Einrichtungen mit dem Bilde der englischen Verfassung in der normannischen Periode zusammenstimmen, und wie gerade der Verfall der concentrirten Königsgewalt in England in Friedrichs Zeit auffordern mußte, dem Grundgedanken des normannischen Staatswesens eine neue und gesicherte Unterlage in Sicilien zu geben. Beide Reiche haben einen gemeinsamen Grundcharakter, nach welchem alle Organisation des Staates auf die größtmöglichste Hebung und Ausbeutung der militairischen und finanziellen Hilfsmittel gerichtet ist. In einem Punkte zeigt sich jedoch die sicilische Monarchie noch weit absoluter als die englische. Ein großer Rath, wie er in England aus den Meistbelehnten gebildet ist, besteht in Sicilien nicht. Eben so wenig behaupten die Hoftage unter Friedrich II auch nur diejenige Bedeutung, die sie etwa unter Wilhelm oder Heinrich in England doch ganz unzweifelhaft besaßen. Es ist sehr bezeichnend, daß Friedrich sich gerade in seiner Eigenschaft als Kaiser und auf Grundlage römischer Rechtsvorstellungen die unbedingte Vollgewalt der Gesetzgebung beilegt. Es ist kein Zweifel, daß die sicilischen Constitutionen durchaus auf normannischem Staatswesen beruhen, aber durch die Verquickung mit kaiserlichem Rechte erhalten sie noch eine weit stärkere absolutistische Form. Dieselbe Verbindung kaiserlicher Gerechtsame und sicilischer Lehensgrundsätze macht Friedrich dann auch den Bischöfen und der Kirche gegenüber geltend. Nicht allein in Folge des ihm gesetzlich zustehenden Antheiles an der Besetzung der geistlichen Stellen, worauf er im Frieden von San Germano nicht verzichtet hat, sondern auch kraft seiner kaiserlichen Rechte als oberster Schirmherr der Kirche, wie das in vielen Verleihungsurkunden ausgesprochen ist, übt er den unbedingtesten Einfluß auf die geistliche Gewalt in seinem Königreiche aus. Nur ganz sichere und zuverlässige Diener will er in den geistlichen Stellen dulden. Die rücksichtslose Entschiedenheit, mit welcher

er Untreue an den Prälaten strafte, war nachher eine Hauptquelle des Streites zwischen ihm und dem römischen Stuhle geworden.

Blickt man nun auf die wohlorganisirte Monarchie, so leuchtet ein, daß sie doch ihren letzten Zweck nicht in sich selber trug, sondern daß sie bloß als ein dienendes Glied in dem Plane der Weltherrschaft ihres Monarchen erscheinen mußte. Man hat auf die sehr primitiven und auffallend irrationellen Grundsätze der Finanzgesetzgebung Friedrichs aufmerksam gemacht. Aber das kann doch nicht verkannt werden, daß diese Gesetze, wenn nicht dazu angethan, den Nationalwohlstand wesentlich zu heben, doch sehr geeignet waren, die größtmöglichen Einkünfte für die Staatskassen zu erzielen. Man hat gewirthschaftet, wie Gutsbesitzer, welche ohne Rücksicht auf die nachlebenden Geschlechter den unerschöpflich scheinenden Reichthum der Wälder zu baarem Gelde gemacht und für den jungen Wald die Natur sorgen ließen. Aber vom Standpunkte einer kühnen universalistischen Herrschaftspolitik, wie diejenige Friedrichs II war, erklärt sich wohl diese rücksichtslose Ausbeutung des unerschöpflich scheinenden Reichthumes der italienischen Erbmonarchie. Sie sollte die Mittel geben um den vollen Principat über die christliche Welt führen zu können. Die ausschweifendsten Ideen der kühnsten Welteroberer waren durch die hundertjährige Pflege der Kaiseridee etwas so natürliches und selbstverständliches geworden, daß man alle Schritte Friedrichs II doch nur wie Mittel zum Zwecke ansehen und beurtheilen muß; die politischen Bedürfnisse und Interessen seiner einzelnen Länder erscheinen fortwährend dem großen ganzen untergeordnet, wie sollte man sich wundern, daß die sicilischen Finanzen ganz und gar nur nach den kostspieligen Grundsätzen der Weltmonarchie eingerichtet und geregelt worden sind.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung der deutschen Verhältnisse unter Friedrich II, so wird sich auch hier alles aus dem einen Gedanken der Weltherrschaft erklären lassen. Die Nachgiebigkeit gegen die Interessen des Reichsfürstenstandes schien zuweilen im Widerspruche mit der straffen Regierungsweise in Sicilien zu stehen, aber in Wahrheit liegt in diesem Gegensatze nichts anderes, als die Anerkennung gegebener Verhältnisse in dem einen und in dem anderen Reiche, aber in beiden zu dem gleichen Zwecke der eigenen Macht.

Weltmonarchen waren in ihren politischen Ueberzeugungen niemals sehr exclusiv — selten war es ein bestimmtes System, das sie vertreten wollten: sie waren in Italien absolutistisch, in Deutschland reichsständisch, Karl V hat in Spanien die Stände niedergeworfen, in den Niederlanden war er als Landesvater geliebt, Schützer und Beschirmer der Privilegien und Provinzial-Rechte. Die Formen des Staatswesens sind immer denjenigen nur als Mittel zum Zwecke erschienen, welche sich mit den höchsten Gedanken des Caesarismus vertraut gemacht hatten. Und wir möchten daher nicht einmal in das Lob von Nitzsch darüber einstimmen, daß Friedrich II nicht versucht habe, eine uniforme Herrschaft in allen seinen Ländern einzuführen, denn viel weniger bedeutende Menschen haben sich häufig in solchen Dingen zu recht gefunden. Selbst Kaiser Franz hat es einmal ganz bequem geschienen, diesseits der Leitha absolut und jenseits mit einem Landtage zu regieren. Daß es in Deutschland eine platte Unmöglichkeit gewesen wäre, normannische Constitutionen einzuführen, ist gewiß jedem verständigen Manne in Friedrichs Umgebung völlig klar gewesen. Die Frage war nur, wie weit Friedrich in den Concessionen an das Reichsfürstenthum gehen konnte, ohne seine Macht zu verringern, und was er als die Grenze der Zugeständnisse an die Reichsfürsten ansah. Hier muß man vor allen Dingen sich erinnern, daß die meisten in diese Richtung fallenden Gesetze Friedrichs II auf den Hoftagen beschlossen worden sind. Man sollte keinen Augenblick übersehen, daß die Mehrzahl der Privilegien, die Friedrich den Fürsten ertheilt hat, und ganz besonders diejenigen, welche allgemeinerer Natur sind, keineswegs in der Form freier Entschließungen des Königs, sondern als ein Ausfluß der gesetzgeberischen Thätigkeit der Reichsversammlungen sich darstellt. Man hat wie es scheint nur zu sehr diesen Umstand in den Hintergrund der Betrachtung treten lassen. Blickt man aber auf die Thätigkeit der Reichsversammlungen selbst, so ist dieselbe eine viel eingreifendere, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Die Entscheidung vom 15. Mai 1216 über die Einverleibung von Ober- und Niedermünster in das geistliche Fürstenthum Regensburg geschah durch einen Ausspruch der Fürsten selbst, und es ist lediglich eine Bestätigung desselben, was Friedrich in der sententia de non alienandis principatibus erklärt. Ebenso waren es die Reichsfürsten, welche den Grund-

satz, daß Verleihung des Marktrechtes zugleich ein Recht auf die niedere Gerichtsbarkeit begründe, aufgestellt haben, und vollends waren die wichtigen Beschlüsse über Zoll- und Münzprivilegien durchaus aus der Initiative der Reichsversammlungen hervorgegangen. Wenn man in jedem derartigen Reichsbeschlusse eine Demüthigung der königlichen Gewalt erblicken wollte, so müßte man auch jedesmal als eine Schwäche der Krone es ansehen, so oft diese in irgend einem Lande Gesetze der legislativen Körperschaften sanctionirt hat, was man denn doch wohl als den hellen Unverstand bezeichnen müßte. Auch die Gesetze zu Gunsten der geistlichen Reichsfürsten, ebenso wie die oft besprochenen und vielberufenen großen Charten der Fürstenfreiheit vom Jahre 1231 sind nur durch die Reichsversammlungen selbst hervorgerufen worden und würden völlig mißverstanden werden, wenn man Friedrichs II Regierung allein für sie selbst und alle Folgen, die sich daran geknüpft haben, verantwortlich machen wollte. Der König hat in allen diesen Fällen ganz legal und nach dem Reichsherkommen gehandelt, er hätte wohl den Beschlüssen der Fürstenversammlungen die Sanction verweigern können, allein er hätte sich dadurch in einen bedenklichen Widerspruch gegen die Reichsfürsten gesetzt, und die Folgen solcher Differenzen konnten nach dem früheren Gange der Reichsgeschichte nicht zweifelhaft sein. Allerdings hatte Friedrichs Nachgiebigkeit gegen die Beschlüsse der Reichsfürsten wesentlich zur Vergrößerung der Macht derselben beigetragen, und unläugbar ist es, daß die centrifugalen Elemente des Reiches auf Grund dieser neuen Gesetze immer stärker hervortraten, aber weder lag in diesem Gange der Dinge eine vorausberechenbare Nothwendigkeit, noch war in Friedrichs Zeit eine Abnahme der Krongewalt merklich geworden, denn man weiß ja, daß er gerade damals in Deutschland das unbedingteste Ansehen genoß, als er gegen seinen Sohn und später gegen den Herzog von Oesterreich zu Felde gezogen war, also in einer Zeit, wo die Wirkungen jener von Friedrich sanctionirten Reichsbeschlüsse schon hätten hervortreten müssen. Man hat es nun freilich schon sehr bedenklich gefunden, daß Friedrich sich habe zu der Erklärung bequemen müssen, in den Reichsfürsten erkenne er die Säulen des Reiches, aber auch die englischen Barone haben sich oft genug als die Säulen der Krone bezeichnet, ohne daß hierin eine wesentliche Verminderung der einheitlichen Gewalt gesehen

worden wäre. Und so wenig man endlich geneigt sein würde, in der magna charta der Engländer, die früher gegeben worden ist, als die Privilegien für den Reichsfürstenstand in Deutschland, einen Schritt zum Verfalle des Reichs zu erblicken, so wenig braucht man in den Zugeständnissen Friedrichs an den Fürstenstand irgend eine Ursache des spätern Verfalles der deutschen Centralgewalt anzuerkennen. Vielmehr muß man die Gründe des Unterganges derselben in anderen Umständen aufsuchen, und es wird bei einigem guten Willen und einiger Unbefangenheit nicht schwer sein dieselben zu finden.

Wir haben schon bemerkt, daß sich die ungeschwächte Kraft des kaiserlichen Ansehens niemals deutlicher erwies, als zur Zeit der Empörung des jungen Königs Heinrich VII. Was zu diesem unglücklichen Ereignisse getrieben, ist niemals ganz klar geworden, aber wenigstens soviel kann als sichergestellt betrachtet werden, daß dasselbe vorzüglich in dem Ehrgeize und dem unbotmäßigen Sinne Heinrichs seinen Grund gehabt habe. Man hat zwar in der Empörung des unglücklichen Prinzen ein nationales Element erkennen wollen, und noch jüngst hat Huillard Bréholles diese Ansicht ohne ausreichende Gründe und mit wenig politischem Tacte vorgetragen, aber er ist darin auf das glänzendste von Winkelmann widerlegt worden. Auch hat Nitzsch beachtenswerthere Gesichtspunkte hervorgehoben, von deren weiterer Verfolgung sicherlich auch für die Empörung Heinrichs die bedeutendsten Aufklärungen zu erwarten sind. Nitzsch hat auf den tief gehenden Gegensatz zwischen den Bestrebungen der Dienstmannen und der Fürsten in Deutschland hingewiesen. Daß Heinrich VII von den ersteren unterstützt ward, ist gewiß; daß die letzteren sich an den Kaiser anschlossen, hatte seinen Grund eben in der conservativen Haltung desselben, mit welcher er dem Reichsfürstenstande entgegenkam. Wollte man den Kampf Friedrichs mit seinem Sohne Ereignissen anderer Länder an die Seite setzen, so würde man sich vielleicht eher an die Gegensätze der Yorks und Lancaster, gewiß aber niemals an nationale Kämpfe erinnert finden, doch glauben wir nicht mit dem Zwecke dieser Abhandlung ein tieferes Eingehen auf diese erst jüngst von dem trefflichen Verfasser der staufischen Studien angeregten Fragen vereinigen zu können, und dürfen uns für unsere weiteren Schlußfolgerungen an dem negativen Resultate, daß die Em-

pörung Heinrichs in keiner Weise mit nationalen Regungen zu verwechseln sei, genügen lassen. Das Reichsgesetz des Mainzer Hoftages vom August 1235 hat dann abermals das innige Einverständniß zwischen dem Kaiser und dem Reichsfürstenstande befestigt. Darüber kann man nun freilich zweierlei Meinung sein, ob die Politik Friedrichs, indem sie sich auf einen so selbstsüchtigen und ehrgeizigen Bundesgenossen, wie der Fürstenstand war, stützte, zu billigen sei, aber noch war ja nicht der mindeste Grund vorhanden, an dem Gehorsam und der Bereitwilligkeit der Fürsten zu allen Leistungen, die dem Kaiser für seine weltbeherrschenden Zwecke nothwendig schienen, zu zweifeln. Und wenn sich ja ein übelgesinnter fand, wie Herzog Friedrich von Oesterreich, zeigte sich da nicht erst recht, wie wenig dergleichen Empörungen des einzelnen Fürsten zu bedeuten haben? Wie hat der Kaiser das Herzogthum Friedrichs beherrscht und wie gewaltig waren die Nachwirkungen seines Auftretens daselbst? Wir zweifeln nicht, daß dieß eben nur durch das innige Einverständniß mit dem Fürstenstande als solchem möglich war. Auch die rasch vollbrachte Wahl Konrads und der ansehenliche Zuzug militärischer Streitkräfte, mit denen er nach Italien aufbrechen konnte, um dem Widerstande der lombardischen Städte endlich wirksam zu begegnen, waren nur die weiteren Consequenzen der fürstenfreundlichen Politik Friedrichs II. Man kann denn wohl auch nicht zweifeln, daß in diesen deutschen Fürsten eine großartige kaiserliche Politik ihre einzige ausgiebige Stütze fand, und daß Friedrich II mit ihrer Hilfe und sicilischem Gelde das unbedingteste Uebergewicht in Europa behauptete, wie es durch soviele Jahre hindurch, von allen anderen Mächten unbestritten, wohl nie wieder ein Monarch besaß. Unter solchen Umständen mochte er freilich in der Hebung der fürstlichen Gewalt nur eine Förderung seiner eigenen sehen. Die deutschen Fürsten waren für Friedrich II, was das Parterre von Königen für Napoleon I gewesen ist. Eilten sie bereitwillig in seine Kriege, erschienen sie ohne Weigerungen auf seinen Hoftagen dies- oder jenseits der Alpen, erfüllten sie pünktlich seine militärischen Forderungen, so gab er ihnen in den politischen Bestrebungen, die sie ihrerseits hegten, willig nach — er achtete ihre Beschlüsse, sanctionirte ihre Rechtssprüche, wenn sie nur ihre Kriegsleute stellten, und mit ihren Leuten erschienen, wenn er sie bedurfte gegen

die Lombarden oder gegen den Papst oder in seinem neuen jerusalemischen Königreiche oder gegen die reichen sicilianischen Verschwörer. Es wird im Grunde auch hier eine ziemlich kurzsichtige Politik getrieben: wie die Geldmittel Siciliens, wie wir schon gesehen haben, übermäßig in Anspruch genommen werden, so sind auch die Männerkräfte Deutschlands in eine fast unnatürliche Anspannung versetzt — wie das eben das Schicksal aller Universal-Monarchien zu sein pflegt.

Denn in der That weit über die Grenzen Deutschlands und Italiens erstreckte sich das politische Uebergewicht Friedrichs hinaus. Blicken wir auf den Westen oder Osten Europas, so waren die tiefgreifenden Einwirkungen des Kaisers nicht zu verkennen.

Von größter Wichtigkeit war sein Verhältniß zu Frankreich. Wenn man bedenkt, wie schwer es den Ottonen und Saliern geworden war, diesem Staate gegenüber eine auch nur einigermaßen gesicherte Stellung zu behaupten, so beweist es die gewaltige Ueberlegenheit Friedrichs II, daß in einem Zeitraume von fast vierzig Jahren von Frankreich nie auch nur der leiseste Versuch einer Erhebung gegen den Kaiser gemacht worden und nur ein einziges mal eine ernsthaftere Erkältung der freundschaftlichen Beziehungen eingetreten ist, welche sowohl Philipp August wie die beiden folgenden Könige fast als eine Lebensbedingung ihrer Gewalt angesehen haben. Und wenn im Beginne der Regierung Friedrichs II die Allianz mit Frankreich unter dem päpstlichen Einflusse vorzugsweise das Uebergewicht des Staufers über Otto IV ermöglichte, so ist es um so merkwürdiger, daß diese Verbindung auch dann fortgedauert hat, als das Verhältniß Friedrichs zum päpstlichen Stuhle schon in mannigfacher Weise getrübt war. Ja gerade in den letzten Jahren Friedrichs, als der Kampf gegen Innocenz IV entbrannte, hielt sich Frankreich noch immer zur kaiserlichen Sache, und erst durch die bestimmtesten Aussichten, welche später die Päpste der französischen Politik in Neapel eröffneten, war ein Umschwung in dieser Richtung — und zwar erst nach dem Tode Friedrichs — eingetreten. Dieses entschiedene Festhalten Frankreichs an des Kaisers Politik erklärt sich nun freilich durch seine Stellung zu England. Wir erinnern uns, daß die Schlacht bei Bouvines nicht bloß als ein Sieg Frankreichs über England zu betrachten war, sondern zugleich das päpstliche und das damals noch damit

so eng verbündete staufische Uebergewicht gegen Otto IV entschied. Als nun aber zwischen Papst und Kaiser immer größere Differenzen eintraten, so wurde England wieder ganz für die päpstlichen Interessen gewonnen, und Frankreich schloß sich demgemäß desto enger an Friedrich an. Aber in Deutschland gab es immer eine Partei, welche für eine Allianz des Reiches mit England eingenommen war, und in Köln, wo sich vielerlei Gründe hiefür vereinigten, wo Handelsinteressen und Erinnerungen an Otto IV gleichmäßig für eine solche Verbindung sprachen, hat man öfters in der Zeit Heinrichs VII den Versuch gemacht, die Staufer in diese welfischen Bahnen zu drängen. Doch der Kaiser widerstand diesen Versuchungen, weil ihm Frankreich ein zu wichtiges Glied in dem ganzen Gebäude seiner europäischen Stellung schien. Da trat jedoch im Jahre 1235 ein Umschwung dieser Politik ein, und nachdem der Kaiser in Deutschland und in Italien zu einer unbedingten Herrschaft gelangt war, hoffte er auch England, das noch abseit seines Systemes lag, zu sich herüberziehen zu können. Das sollte durch die Verschwägerung mit dem englischen Königshause bewerkstelligt werden, welche in Köln mit so unermeßlicher Freude begrüßt worden ist. Durch seine zweite Ehe hatte Friedrich seine Verbindungen mit Jerusalem angeknüpft, durch seine dritte sollte England in das kaiserliche Interesse hineingezogen werden. Die Frage war nur, ob sich unter diesen Umständen die Freundschaft mit Frankreich aufrecht erhalten lassen werde. Daß Gregor IX selbst die Heirath Friedrichs mit der englischen Prinzessin so sehr begünstigt, war ein Umstand, von dem man hätte glauben sollen, daß er in dem Kaiser Zweifel über die Richtigkeit seiner Politik hätte erregen können. Aber in jenem Augenblicke dünkte sich Friedrich über Bedenken dieser Art erhaben, er hat entweder geglaubt, daß Frankreich nicht wagen werde mit ihm zu brechen, oder er meinte Mittel zu besitzen, um die Besorgnisse des Königs Ludwig zu zerstreuen; soviel aber ist gewiß, daß Gregor IX von diesem Schritte des Kaisers einen Bruch zwischen diesem und Frankreich erwartete, und daß er hieran die außerordentlichsten Pläne knüpfte. In der That war nun auch eine merkliche Verstimmung in Frankreich gegen Friedrich eingetreten, aber viel zu überlegen war die Stellung Friedrichs, als daß dieselbe weitere Folgen hätte haben können. Es war die Zeit des Höhestan-

des der kaiserlichen Macht. Im ganzen Abendlande schien es niemand wagen zu können, dem Kaiser in irgend einer politischen Frage entgegenzutreten. In dieser Epoche seines Lebens ist Friedrich kaum einem der vorhergegangenen und nachfolgenden Weltbeherrscher vergleichbar. Denn keiner war so unangefochten, wie er in diesem Augenblicke, und keiner hat mit verhältnißmäßig so geringen Opfern des Krieges diese schwindelnde Höhe erreicht. Seine römischen Juristen, welche mehr und mehr ausschließlich die Staatsgeschäfte in die Hand nahmen, haben unaufhörlich auf die römischen Imperatoren und das alte Weltreich hinweisen zu müssen geglaubt. Dazu paßte es, daß Männer aus allen Nationen Friedrichs Hof füllten. Und wenn Engländer und Franzosen die Geschichte dieses Kaisers mit einer Ausführkeit schildern, wie sonst kaum die eigenen Landesgeschichten erzählt werden, so erinnert dieß in der That noch einmal an das alte römische Weltreich. Und während dieses römisch-deutsche Kaiserthum im Abendlande immer festere Wurzeln zu schlagen scheint, fehlen ihm auch seine östlichen und nördlichen Verwickelungen nicht; wie es im Oriente behutsam aber nicht ohne Energie fortschreitet, haben wir schon gesehen; im Norden kämpft der deutsche Orden für die Ausbreitung deutscher Cultur, voran Friedrichs treuester Rath der Ordensmeister Hermann von Salza, — dort dringt mit dem Christenthum auch die Herrschaft des Kaiserreichs Schritt für Schritt auf blutgetränkten Feldern vor — es gehört zu Friedrichs ernstesten Neigungen, diesen Eroberungen seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Es waren die alten nun schon durch Jahrhunderte fortgesetzten Versuche, auf Grundlage des altrömischen Imperatorenthums eine neue den Verhältnissen der mittelalterlichen Welt entsprechende Universalmonarchie zu gründen, Versuche, die die Staufer am lebendigsten erfaßt und Friedrich II wirklich zur Vollendung gebracht hat. Eine Macht aber stand auch ihm im Wege, die sich nur scheinbar gebeugt hatte, und die als seine eigentliche Rivalin zwar ebenfalls die Vereinigung der Länder und Fürsten unter einer gemeinsamen Leitung anstrebte, aber nicht unter derjenigen eines weltlichen Herrn, sondern unter der des römischen Papstes. Die Frage aber, die nun so oft aufgeworfen worden ist, welche von diesen beiden Mächten gegen die andere überhaupt aggressiv vorgegangen sei, dürften Männer, welche

der Vergangenheit kundig sind, gar nicht mehr zu beantworten unternehmen. Denn es waren zweierlei Systeme, die sich entgegenstanden, und die in ihren Tendenzen sich gegenseitig deckten. Die großartigen Ideen Innocenz' III wird niemand in einer Zeit von 20—30 Jahren für entschlummert betrachten wollen, und die Mittel der römischen Curie waren keineswegs erschöpft. Nur dieß kann Gegenstand historischer Erörterung sein, wer von den beiden, — Kaiser oder Papst — nachdem Friedrich so hoch gestiegen war, den letzten Kampf zuerst begonnen hat, der in dieser größten welthistorischen Frage eine Entscheidung bringen sollte. Bevor wir aber hierauf eine Antwort zu geben versuchen, müssen wir noch in Betracht ziehen, welche Stellung Friedrich II zur Kirche einnahm, und wie er das Verhältniß des römischen Imperators zu der allgemeinen einheitlichen Kirche geordnet wissen wollte.

Friedrich II war es hier nicht mehr gestattet, den unbefangenen zuversichtlichen und hingebenden Standpunkt Karls des Großen einzunehmen. Zu gewaltig war die Kirche seither gegenüber seinen Vorgängern aufgetreten, als daß er sich hätte schmeicheln können, die Kirche werde ohne Zögern und Widerspruch sich willig zur Dienerin seiner weltlichen Zwecke herabdrücken lassen, werde bescheiden auf jenen politischen Wirkungskreis allmählich verzichten, den sie bereits mit schwerer Arbeit sich errungen hatte. Da man nicht annehmen kann, daß sich der Kaiser hierüber getäuscht haben konnte, so ist also nur denkbar, daß er durch seine italienische Machtstellung immerfort im Besitze der Mittel zu sein hoffte, um den Papst nach seinem Willen zu lenken. Allein so sehr wir überzeugt sind, daß Friedrich II keinerlei weitere Absichten der Kirche gegenüber verfolgte, so begegnen wir in dieser Beziehung doch einer Anschauung der seltsamsten Art: Huillard Bréholles hat nichts geringeres als den völligen Umsturz der christlichen Kirche in den Tendenzen Friedrichs erblicken zu sollen gemeint. Es handelte sich, meint dieser gelehrte Herausgeber der Friedericianischen Acten, um nichts geringeres als um die Gründung eines weltlichen Papstthums, wobei Petrus de Vineis die Stelle des obersten geistlichen Rathes und privilegirten Reformators einnehmen, der Kaiser selbst aber eine Art abendländischer Chalif sein und eine neue bessere Religion in die Welt hinein decretiren wollte. Fürwahr! wüßte man nicht,

mit welchem ernsthaften Quellenforscher man es hier zu thun hat, so könnte man eine solche Darstellung für einen Scherz halten, und fast möchte man sich geneigt finden, den Werth einer Methode zu bezweifeln, die zu solchen Resultaten gelangt. Und worauf beruhen denn eigentlich die Beweise dieser den Gegnern so willkommenen Behauptung? Da werden einige unbesonnene Aeußerungen Friedrichs über die Entstehung des Christenthumes, die von wenig Gelehrsamkeit, aber von einem im Mittelalter nicht häufigen scharfen kritischen Geiste zeugen, oder es werden die hochtrabenden Phrasen über die Würde eines römischen Imperators, — in welcher nach der Vorstellung des Alterthumes göttliches und menschliches Recht sich vereint — wie sie Petrus de Vineis zu machen liebte, angeführt. Dann werden alle die Verdrehungen, Verläumdungen, abgeschmackten Anklagen und Beschuldigungen des Kaisers und seiner Gesinnungsgenossen, wie sie sich in den Verfluchungs- und andern Acten der römischen Partei finden, sorgfältig gesammelt, und so entsteht der actenmäßige Beweis für die neue Religion Friedrichs II und sein Chalifat — gewissermaßen selbst ein Zeugniß dafür, daß jemand aus den besten Quellen schöpfen und die widersinnigsten geschichtlichen Behauptungen aufstellen kann.

Wir glauben bessere Mittel zu haben, um zu erkennen, wie sich Friedrich seine Stellung zur Kirche gedacht habe. Sie bieten sich uns gleichsam von selbst in der fast neunjährigen Praxis dar, nach welcher Friedrich II seinen politischen Verkehr mit Gregor IX selbst in der Zeit seiner unbedingten Ueberlegenheit geregelt hatte. Aus den Begegnungen und Unterhandlungen des Kaisers mit dem ihm keineswegs geneigten Papste vom Frieden von San Germano bis zu dessen Excommunication lassen sich alle wünschenswerthen Grundsätze der kirchlichen Politik Friedrichs II gewinnen.

Da fällt nun zuerst in die Augen, wie zuvorkommend und gefällig der Kaiser dem Papste sich zu machen weiß. Wird Gregor IX von den Römern vertrieben, so sind sofort des Kaisers Soldaten bei der Hand, die ihn in seine Stadt und seine Burg zurückführen und dafür sorgen sollen, daß ihm ja kein Haar gekrümmt werde. Aber freilich dieser Schutz bringt auch mit sich, daß der Papst nicht ganz behaglich und frei in seinen Geschäften verkehren kann, und wir begreifen, wenn Schriftsteller wie Böhmer recht ärgerlich über die „auf-

gedrungenen Dienste" klagen, die Friedrich dem Papste geleistet habe. In seiner Nothlage aber, die freilich nachher nur allzu schnell vergessen war, sprach wenigstens Gregor IX selbst anders über die Dienste des Kaisers: „Wer dürfte, hat er bei einer solchen Gelegenheit geäußert, in unerhörter Vermessenheit die Behauptung wagen, daß in Rücksicht auf die Wiederherstellung der Rechte der Kirche und des Kaiserreiches, auf welche die kaiserliche Hoheit mit unserm Rathschluß zu aller Zeit bedacht sein möge, je die Mutter den Sohn oder der Sohn die Mutter verlasse. Die Vernunft, die Natur verbieten es, daß der Einzelne an eine solche Trennung denke." [1]) Nichts lag denn auch dem Kaiser ferner, als eine Trennung dieser Art. Vielmehr hat er bei demselben Anlasse seine Anschauung über das Verhältniß von Staat und Kirche, von Kaiserthum und Papstthum in unumwundenster und daher völlig glaubwürdiger Weise ausgesprochen. Er hat hervorgehoben, daß die beiden Schwerter als eins zu betrachten seien, daß sie nicht nur gleichen ebenbürtigen Ursprung hätten, sondern auch dieselben Zwecke verfolgen müßten. Ja wenn der Kaiser davon spricht, daß die beiden Gewalten der Welt vergleichbar seien der Einheit von Vater und Sohn, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß er seine eigene und die des Kaiserthumes der Macht des Vaters gleichgesetzt dachte. In diesem Sinne hat er auch gerne dem Papste einen gewissen Antheil an den weltlichen Händeln gelassen, überall wo es galt, die Rechte des Kaiserthumes zu befestigen oder herzustellen, ist es sein ernstes Bestreben, der Mithilfe des Papstes und der Kirche sich zu erfreuen. In dem Feldzuge gegen seinen entarteten Sohn Heinrich weist er gerne auf die Unterstützung hin, die der Papst ihm angedeihen läßt. Er sieht es als eine Weihe seiner gerechten Sache an, daß er mit Hilfe der Kirche die Empörung zu dämpfen in der Lage ist. Ebenso recurrirt er in den lombardischen Angelegenheiten immer wieder auf den Papst, aber freilich hat der kluge Gregor IX wohl erkannt, daß gerade hier der wunde Fleck des Kaiserthumes Friedrichs II lag, und daß von hier aus der Kampf der Kirche für ihre sogenannte Freiheit begonnen werden müsse. Doch davon sprechen wir später. Hier kommt es uns nur zunächst darauf an zu zeigen, wie der Kaiser seine Stellung zu Papstthum und

1) Schirrmacher, Geschichte Friedrich II 287.

Kirche aufgefaßt wissen wollte. Auch in andern politischen Angelegenheiten hat er die Mithilfe des Papstes angesprochen. Selbst in der heiklen orientalischen Frage, nachdem er sie wie Alexander den Knoten einmal gelöst hatte, und nachdem er auch hier sein Uebergewicht bewiesen, hat er die Eifersucht gegen den Papst fallen lassen und forderte selbst mehrfach von Gregor IX Mitwirkung. Es schadete nicht mehr dem Verhältnisse des mächtigen Kaisers zum Papste, als dieser im Jahre 1235 wieder einmal einen Versuch machte, auf eigene Faust einen Kreuzzug zu arrangiren; offenbar ließ ihn der Kaiser auch hierin frei gewähren. Man sieht leicht, daß es des Kaisers bestimmteste Absicht war, Hand in Hand mit der Kirche seine Weltstellung durchzuführen. Nicht er konnte also die Trübung dieses Verhältnisses wünschen oder herbeiführen wollen, nicht er konnte aus der Aufnahme der alten Kämpfe einen Vortheil für sich erwarten oder eine Verbesserung seiner ohnehin so hoch wie möglich gespannten Ueberlegenheit erst noch in Aussicht nehmen. Sein Verhältniß zum Papste, wie es sich factisch seit dem Jahre 1230 gestaltet hatte, ließ nichts zu wünschen übrig, es war in der That so beschaffen, wie er es für das zweckentsprechende und erstrebenswerthe angesehen hat; theoretisch und praktisch betrachtet, konnte seine Aufgabe in nichts anderem bestehen, als den so entwickelten Zustand aufrecht zu erhalten. Damit stimmt denn auch Friedrichs energisches Eingreifen gegen alle Versuche überein, welche von Seiten antikirchlicher Secten gemacht worden sind, die Einheit der Kirche oder auch nur des kirchlichen Regimentes zu lockern oder gar aufzulösen. Er ließ schon im Jahre 1220 alle Magistrate öffentlich schwören, alle Arten von Ketzern in ihren Gebieten zu vertilgen. Die zahlreichen Secten der Katarer, Patarener, Arnoldisten u. s. w. wurden besonders verdammt und der weltlichen Gerichtsbarkeit überliefert. Dann wurden selbst die Kinder und Nachkommen von Ketzern bis in die zweite Generation aller bürgerlichen und politischen Rechte beraubt, 1238 und 1239 diese strengen Gesetze neuerdings wiederholt und theilweise verschärft. Es ist nicht nöthig, daß wir uns erst noch der vielen Erklärungen und Aussprüche über die Verderblichkeit der Ketzereien erinnern, die in diesen Edicten und auch sonst vorkommen. Hat es doch auch nicht an Beispielen gefehlt, daß mit den Androhungen der Ketzerstrafen bitterer Ernst gemacht worden

ist. So zahlreich wie in den schlimmsten Zeiten brannten damals die Scheiterhaufen in Deutschland und Italien. Ueber den Sinn dieser Maßregeln kann füglich kein Zweifel sein. Je mehr der Kaiser die Kirche als ein Mittel und eine Stütze seiner Allgewalt ansah, und je ernstlicher er darüber wachte, daß sie ihre Wege nicht bloß neben oder gar im Gegensatze gegen das Kaiserreich wandele, desto mehr mußte er darauf bedacht sein, ihre Autorität aufrecht zu erhalten. Er hat auch in dieser Beziehung manche Aehnlichkeit mit Karl V, der ja die Einheit der Kirche um jeden Preis aufrecht erhalten haben wollte, aber dabei freilich eine Kirche im Auge hatte, die so wenig den Absichten der Päpste entsprach, als es Gregors IX freier Wille war dem Kaiserreiche zu dienen.

Mit dieser Betrachtung werden für jeden, der noch eines unbefangenen Gedankens in diesen Dingen fähig ist, die abenteuerlichen Hypothesen, welche dem Kaiser allerlei Papstgelüste und feindliche Tendenzen gegen Kirche und Christenthum zuschreiben, in ihr nichts zerfallen. Und wenn wir uns über etwas wundern, so ist es nur dieß, daß es gerade ein französischer Gelehrter ist, der so gar kein Verständniß für die Politik Friedrichs II gezeigt hat — für eine Schirm- und Schutzpolitik, welche den Gegner durch Freundschaft entwaffnet und durch Liebesumarmungen zum Gehorsam zwingt, und welche wahrlich nicht vereinzelt in der Geschichte dasteht. Wie nun die Dinge in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts lagen, konnte die Welt allerdings leicht sich über den Erfolg und die Dauerbarkeit einer solchen Auffassung der kirchlichen Frage täuschen. Nach dem gewaltigen Auftreten Innocenz' III, welches dem päpstlichen Stuhle eine Macht gewann, die keiner Steigerung mehr fähig schien, war es Friedrich II dennoch, wie wir gesehen haben, durch wunderbare Combinationen gelungen, über dieselbe rasch wieder Herr zu werden. Er fand in Honorius einen Mann, der ihm in allen Punkten nachgab, und der mit einem bescheidenen Maße von Einfluß, den ihm Friedrich gewährte, sich zufrieden gab. Dann machte zwar Gregor IX den Versuch, die alte päpstliche Stellung wieder zu erobern, aber auch dieser schwerer zu bändigende Geist mußte dem großen Imperator weichen und sich ganz seinen Interessen fügen. Es schien, als ob das immer so fort gehen könne, wenn nur die weltliche Macht immer in den richtigen Händen

wäre. Dabei wurde jedoch übersehen, daß man zwar zeitweilig den einzelnen Papst dienstbar machen konnte, nicht aber das System, auf welchem die mittelalterliche Kirche beruhte, und welches in freier Idealität jede Ausgleichung mit dem vom weltlichen Geiste getragenen Rechte verschmähte; mochten die Zeiten augenblicklich trübe und trüber sich gestalten, von den hohen Ansprüchen des kirchlichen Rechtes wurde doch kein Titelchen geopfert. Mit seiner Schnellkraft, mit seiner unermeßlichen Dehnbarkeit konnte es jeden Augenblick sich wieder emporarbeiten, sobald der augenblickliche Druck der Constellation nachließ. Und noch von einem anderen Gesichtspunkte aus zeigt sich die Politik Friedrichs II als eine Täuschung. Denn sie gieng von der Voraussetzung aus, daß keine Wechselfälle eintreten würden, durch welche die Macht des Imperators empfindlich geschwächt werden könnte. Und in der That, nur zu schnell sind diese Wechselfälle eingetreten, und nur zu bald hat das kirchliche System seine ungeheuere Elasticität neuerdings zu bewähren Gelegenheit gehabt.

Zunächst mag man sich erinnern, wie ausgebildet die hierarchischen Ideen waren, und wie festverwoben das ganze Gebäude der politischen Bevormundung mit dem Glauben, ja selbst mit den Grunddogmen der christlichen Ueberzeugung den Gemüthern eingepflanzt war. Es war ein außerordentlicher Vortheil für die Kirche im 13. Jahrhunderte, daß im Vergleiche mit den frühern Epochen unter ihren Lehrern, unter ihren Geistlichen und Orden die inneren Gegensätze wesentlich vermindert und ausgeglichen waren. Wer überhaupt damals an den Lehren der Kirche festhielt, gehörte zu derselben entschiedenen Richtung der kirchenpolitischen Anschauungen. In Deutschland gab es unter der ältern Generation zwar noch eine nicht geringe Anzahl von sehr ehrenwerthen Kirchenfürsten, die den Extravaganzen des von Rom aus beförderten Systemes mit halb geschlossenen Augen aus dem Wege giengen und zur gut kaiserlichen Partei hielten, wie der treffliche Eberhard von Salzburg, aber die heranwachsende Generation des geistlichen Standes lenkte bereits mehr und mehr in die ultramontane Richtung ein. In Köln gehörte noch Engelbert der Heilige unzweifelhaft der alten imperialistischen Schule von Staatsmännern an, sein Nachfolger hat von Anfang an eine höchst zweifelhafte Rolle gegen die Staufer gespielt. Und diese Beispiele könnte man unzählig vermehren.

Die Wirkungen der Regierung Innocenz' III traten recht eigentlich erst in der nächstfolgenden Generation zu Tage. In den jugendlichen Gemüthern, die sich der Kirche zuwandten, fand das hochgehaltene Banner der sogenannten Kirchenfreiheit seinen rechten Boden. In der populären und nationalen Literatur dagegen tritt allerdings die entgegengesetzte Erscheinung zu Tage. Seit Walter von der Vogelweide hat man in der Spruchdichtung nicht mehr aufgehört, den bittern Ton gegen Rom und Papstthum zu führen, den er so oft und wirksam angeschlagen hat. Und es waren verwundbare Seiten, die Walter getroffen, — er sprach vom „deutschen Silber, das in den wälschen Schrein fährt", und er bezeichnete damit sicher die Stimmung des Volkes, der keiner der spätern Spruchdichter mit Ausnahme etwa des halbdeutschen Thomasin sich entziehen konnte. Erscheinungen dieser Art waren aber im 13. Jahrhunderte Dinge, auf welche Papst und Kirche kaum zu achten nöthig fanden. Ihnen galt nichts als das System, worauf sie bestanden wie Shylock auf seinem Schein. Sie ließen sich oft und lange beschränken und schwiegen dazu, aber so oft es zum weltgeschichtlichen Processe kam, bestanden sie immer wieder dem Staate gegenüber auf ihrem eigenen Schein, den sie ganz und vollgehaltig eingelöst wissen wollten. An dieser ewig gleichen Erscheinung haben weder Zeiten noch Menschen etwas geändert. Das Reich Gottes war mit seinen Satzungen einmal fertig — Friedrich und andere Herrn der Welt konnten diese zwar läugnen, aber vernichtet waren sie damit nicht. Wenn uns aber die Beharrlichkeit, mit der man immer wieder dieses „System des Gottesreiches" hervorzog, bis auf unsere Tage herab an Shakespeares dramatische Gestalt erinnert, so läßt sich auch der Umstand damit in Vergleichung bringen, daß man immer behauptet hat, das kirchliche Recht sei weit entfernt, dem Leben des Staates zu nahe zu treten, vielmehr nehme es nur einen kleinen Theil desselben in Anspruch, um dem ewigen Rechte und Gesetze zu genügen, aber dieser kleine Theil ist gerade jenes Pfund Fleisch am Herzen der Welt, ohne welches kein Staat leben und gedeihen kann.

Und so war denn auch der Friede zwischen Gregor und Friedrich nichts, was irgend eine Dauer haben konnte. Hinter den Worten und Erklärungen der Freundschaft lauerte der Verrath auf einen günstigen Moment, um das lästige Bündniß abzuschütteln. Und hierzu

sollte die Gelegenheit nicht ausbleiben. Denn wenn auch Friedrich II in Italien eine Macht besaß, wie kaum einer seiner Vorgänger, so gab es doch einen Vulkan in diesem ruhelosen Lande, der niemals ausgebrannt war, und trotz aller Bemühungen der beiden Schwerter so wenig gelöscht worden ist, daß man vielmehr auf die Vermuthung kommt, die schlauen Städtebewohner des lombardischen Reiches möchten die Situation besser gekannt haben, als der Kaiser selbst, und vielleicht nur zu wohl davon unterrichtet gewesen sein, wie wenig Ernst es dem Papste sein konnte, einen wirklichen Frieden zwischen ihnen und dem Imperator zu schaffen. Sie haben die Vereinigung von Papst und Kaiser mit denselben italienischen Augen betrachtet, mit denen Venedig 200 Jahre später auf die Liga von Cambrai blickte, wohl überzeugt, daß eine heilige Ligue bald folgen werde. In beiden Fällen erklärt sich die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit dieses Volkes, Eigenschaften, die ihm sonst nicht gerade eigen sind, gegen eine auf den ersten Blick niederdrückende Uebermacht eben nur aus seinen diplomatischen Talenten und Künsten und aus der guten Erkenntniß der Natur jener Mächte, die sich gegen dasselbe verbunden hatten. Andererseits war auch für Gregor IX nichts sicherer, als daß er dem Kaiser gegenüber im Falle eines Conflictes auf niemand gewisser als auf die Lombarden zählen konnte. Hatte er doch selbst gleich im Anfange seines Pontificates die Erfahrung gemacht, daß die Lombarden trotz des Vertrages vom 5. Januar 1227, nach welchem sie dem Kaiser Mannschaft für das heilige Land zu stellen hatten, sofort nach dessen Zerwürfniß mit dem Papste ohne allen Grund gegen den Kaiser und für Gregor IX aufgetreten waren. Hätte daher Gregor die Gesinnungen seiner Landsleute auch nicht so gut gekannt, wie dieß vorausgesetzt werden muß, so hätte er schon durch diese Thatsache über das ganze Verhältniß aufgeklärt werden müssen. In dem Frieden von San Germano ließ er es auch seine größte Sorge sein, daß das treulose Verhalten der Lombarden nicht gestraft und ihre Selbständigkeit bei dieser Gelegenheit nicht etwa eingeschränkt werde. Man könnte nun freilich die Frage aufwerfen, wie es komme, daß der Kaiser nicht vorzog, die Lombarden zu gewinnen, und ob es nicht möglich gewesen wäre, durch gewisse Zugeständnisse und vielleicht durch eine Art von Gewährenlassen die Lombarden ebenso wie es mit den deutschen

Fürsten gelang, zu seiner Partei herüberzuziehen. Indem die Acten des Lombardenbundes keineswegs genügend vorliegen, war hier immer ein Feld, wo die Antworten der Geschichtschreiber sich in mannigfachster Weise durchkreuzten. Die einen haben wohl das ganze Mißverhältniß zwischen dem Kaiser und den Städten bloß aus dessen tyrannisch eigensinnigem Wesen herleiten wollen, und sie wurden in dieser Behauptung durch viele alte italienische Schriftsteller unterstützt, die sehr einseitig gegen den Kaiser schreiben. Andere meinten wohl, daß sich die nationalen Gegensätze, die immer zwischen dem Kaiserthume und den Lombarden bestanden, hier am deutlichsten geltend gemacht hätten. Auch fehlt es nicht an solchen, die, wie Friedrichs neueste Vertheidiger, gern alle Schuld auf die Lombarden wälzen, welche wegen ihrer Verräthereien und Treulosigkeiten schwere Strafe verdient hätten. Man darf aber die historischen Untersuchungen niemals zu sehr auf die Fragen der Schuld und Unschuld zuspitzen, denn man wird sich leicht überzeugen, daß überall, wo die Betrachtung zu derlei Erörterungen geführt, des gelehrten und ungelehrten Streites kein Ende ist. Daß nationale und persönliche Gegensätze vorhanden waren, versteht sich von selbst, sonst wäre überhaupt der Krieg nicht denkbar. Die Hauptfrage aber ist wohl die: War der Konstanzer Friede vom Jahre 1183 über die äußerste Grenze der möglichen Zugeständnisse des Kaiserreiches hinausgegangen, hat Friedrich II für nothwendig gehalten, der dort erlangten Selbständigkeit der Städte einige neue Schranken zu setzen, oder haben die Städte eine Politik befolgt, welche über die Bestimmungen des Grundvertrages hinaus strebte? Hier möchten wir nun keinen Anstand nehmen, aus der spätern Entwickelung der lombardischen Städte einen Rückschluß auf die Tendenzen der frühern Zeit zu machen. Denn daß von dem Augenblicke an, wo die kaiserliche Macht in Italien nach Friedrichs Sturze nachließ, in den Städten insbesondere in Mailand factisch ein Zustand durchgeführt wurde, der weit über das Maß der Freiheit des Konstanzer Friedens hinausgieng, während man formell noch bis in die spätesten Zeiten immer wieder jene Uebereinkunft als Rechtsbasis erklärte, das ist ein gegenwärtig unbestrittenes Resultat mailändischer Geschichtsforschung [1]). Dem ge-

1) Vgl. Sickels Untersuchungen über das Vicariat der Visconti.

genüber ist zu erwägen, daß der Kaiser wenig Grund hatte, an dem Konstanzer Vertrage in reactionärem Sinne zu rütteln. Denn die Freiheiten, welche dieser Frieden den Städten gewährte, waren durch einen sehr hohen Zins abgekauft, ein Gesichtspunkt, dem Friedrich immer sehr zugänglich gewesen ist. Daneben wird freilich festgehalten werden müssen, daß der Kaiser über den besagten Frieden, der in allen Unterhandlungen eine Hauptrolle spielte, keine weitern Zugeständnisse zu gestatten entschlossen war. Da ist es nun fraglich, ob nicht schon der Abschluß des Städtebundes von Mosio am 2. März 1226 als eine Verletzung des Friedens anzusehen sein möchte, denn wenn sich die Städte in ihrem Bündnisse auf die ihnen hierzu im Konstanzer Frieden gewährten Befugnisse berufen, so war das jedesfalls eine sehr liberale Interpretation. Wie dem aber auch sein möge, als der Lombardenbund im Jahre 1231, December, die beabsichtigte Zusammenkunft des Kaisers mit seinem Sohne Heinrich durch Gewalt verhinderte und die Päsſe verlegte, so daß kein deutscher Fürst den vom Kaiser ausgeschriebenen Reichstag besuchen konnte, so gieng dieß sicherlich über die Friedensverträge hinaus, und zugleich fühlte sich der Stolz des gewaltigen Imperators aufs tiefste verletzt. Das war nun die Lage der Dinge, als Gregor IX sein geschicktes Vermittelungsamt in diesen Streitigkeiten begann, nicht sowohl um den Streit zu schlichten, sondern vielmehr, wie sich gleich zeigen wird, um die Wunde des Kaiserreiches immer offen zu erhalten, an deren Eiterung es dann zu Grunde gehen sollte.

Schon die schiedsrichterliche Entscheidung des Papstes vom 5. Juni 1233 geht der eigentlichen Frage, wie wir sie in den bestehenden Rechtsverhältnissen zu bezeichnen gesucht haben, so sehr aus dem Wege, daß man unschwer die Tendenz der Entscheidung erkennt. Wenn es da heißt, daß der Kaiser den Lombarden allen Groll erlassen, alle gegen sie ausgegangenen Verordnungen widerrufen und ihnen festen Frieden gewähren solle, daß dagegen der Lombardenbund auf seine Kosten 500 Mann zwei Jahre in das heilige Land senden solle, wobei nicht einmal bestimmt ist, daß sie für den kaiserlichen Dienst abgesendet werden sollten, so sind das eben keine sachlichen sondern höchst nebensächliche Entscheidungen; und es ist wohl begreiflich, daß der Kaiser hierüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Gregor IX, der damals wie

wir schon wissen alle Ursache hatte den Kaiser zu besänftigen, suchte sich hierauf in einem Schreiben vom 12. August zu entschuldigen, versicherte denselben seiner wahren Zuneigung und zeigte sich sogar bereit, seine Entscheidung allenfalls auch wieder zurückzunehmen. Durch nichts aber wird Gregors zweideutiges Verhalten mehr in sein rechtes Licht gesetzt, als durch ein Schreiben desselben vom 20. Mai 1234, worin er allerdings einem Wunsche des Kaisers entsprach, indem er die Lombarden ermahnte, den aus Deutschland kommenden Truppen des Kaisers nichts in den Weg zu legen. Wenn er aber hinzufügt, daß sich die Städte vor der Hand in das unvermeidliche fügen möchten, daß eben im Augenblicke die Verhältnisse nicht anders seien, und daß man sich solches gefallen lassen müsse, so ist unschwer zu erkennen, auf wessen Seite der Papst im Grunde seines Herzens stand. Dem entsprach es denn auch, daß in den jahrelangen Verhandlungen, die hierauf noch der Papst führte, immer wieder jede ernste Entscheidung vertagt und jedesmal eine neue Entschuldigung gefunden wurde, welche des Kaisers Zorn besänftigen sollte. Obwohl der Kaiser schon auf dem Reichstage zu Mainz 1235 bestimmt erklärt hatte, daß, wenn bis nächste Weihnachten keine Entscheidung des Papstes erfolgt wäre, er von den Waffen Gebrauch machen würde, so schleppten sich die nichtssagenden Vermittelungsversuche dennoch bis zum Jahre 1237 hin. Daß in der That alles nur darauf angelegt war, den Streit offen zu lassen, geht aus einem Umstande hervor, — der Kaiser hatte schon im April 1233 und 1234 seine Beschwerdepunkte sehr bestimmt formulirt, es war nicht bloß die unausgetragene Feindschaft vom Jahre 1231 sondern die ausdrückliche Klage, daß die Lombarden die dem Kaiser nach Recht zustehenden Regalien ihm vorenthielten. Aus welchem Grunde hat der päpstliche Vermittler diesen Cardinalpunkt in seinen sämmtlichen hierüber erhaltenen Acten völlig umgangen, warum wurde hierüber niemals ein Urtheil gefällt? Die Vertheidiger der päpstlichen Politik haben es nie für nöthig und wohl auch nicht für wünschenswerth gehalten darauf eine Antwort zu geben.

Friedrich II mochte das päpstliche Manöver durchschaut haben, er war daher seit längerem bemüht, in dem oberitalischen Adel sich einen wirksamen Bundesgenossen gegen die Städte zu gewinnen. Wie er in Ezelino einen der gewaltigsten gefunden, ist bekannt. Schon

rüstete er sich aber auch, um mit einem deutschen Heere allen Unterhandlungen ein Ende zu machen und die Waffenentscheidung zu suchen. Man weiß, was nun folgte: ein glücklicher Feldzug, eine glorreiche Schlacht, die Unterwerfung aller lombardischen Städte mit Ausnahme von Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia, deren Einwohner in den Mauern ihrer Städte eingeschlossen ihrem Schicksale nicht ohne Furcht und Bangigkeit entgegensahen. Aber schon waren auch die deutschen Männerkräfte erschöpft. Nachdem der Kaiser im October 1238 ruhmlos vor Brescias Mauern gekämpft, das deutsche Heer entlassen werden mußte und im Jahre 1239 kein neues nach Italien gekommen war, nachdem überdieß bereits im Frühjahre die Mailänder wieder im Felde erschienen und, was wohl zu bemerken ist, die klerikale Partei in ganz Italien das Unglück und, wie sie behauptete, die völlige Hilflosigkeit des Kaisers ausgesprengt hatte, fiel endlich auch der Papst aus seiner Rolle heraus und erklärte dem Kaiser den Krieg.

Ich habe an einem anderen Orte jüngst eine ausführlichere Erörterung über die Excommunications-Bulle vom April 1239 angestellt, und es dürfte nun kein unbefangener zweifelhaft sein, daß eben nur die ungünstige Lage des Kaisers es war, die gerade jetzt dieselbe hervorrief, während die Gründe der Excommunication ohne Ausnahme sich auf Thatsachen und Ereignisse beziehen, die mit der unmittelbaren Gegenwart so gut wie nichts zu schaffen hatten. Der Krieg also — das steht fest — wurde von Gregor begonnen. Der Papst hatte auch schon deßhalb diesen Moment gewählt, weil die Beziehungen des Kaisers zu Frankreich seit der englischen Heirath, wie wir gesehen haben, einigermaßen gelockert waren. Und so schritt man denn von Seiten der Kirche in jenen entsetzlich glorreichen Kampf, der den Sturz des Kaiserthumes, den Zerfall des deutschen Reiches, den Bürgerkrieg Italiens und ein verändertes europäisches Staatensystem neben der Restauration der Ideen Innocenz' III und der päpstlichen Universalbevormundung zur Folge hatte. Wir läugnen nicht, daß es immerhin eine in ihrer Art große und muthvolle That war, dasjenige, was die kirchenrechtlichen Schwärmer das Joch der Kirche nannten, nun mit einemmale abgeschüttelt zu haben. Der altergebeugte Greis, der auf dem Stuhle der Apostel saß, und dessen Tod man jeden Tag erwartete, wollte nicht in die Grube sinken, ohne sich in den Annalen der Kirche einen unsterb-

lichen Namen gemacht zu haben. Was er so lange erduldet hatte, was auch sein Vorgänger schon durch allzugroße Nachgiebigkeit — im Sinne jenes kirchlichen Systemes gesprochen — dem römischen Stuhle vergeben hatte, dieß alles sollte nun gesühnt werden durch einen erneuerten Sieg der sogenannten Freiheit der Kirche oder durch den unvermeidlichen Märtyrertod des apostolischen Werkzeuges in der Hand Gottes. Aber so siegesgewiß, mit solcher Verachtung alles irdischen, von so hohen gewaltigen Gedanken erfüllt treten nun die beflügelten Worte des Papstes in die Welt, daß wir uns in der That gar nicht wundern, wenn wir an dieser Stelle der Geschichte in den alten und neuen Büchern schwacher Seelen wiederholt die Meinung finden, daß hier eine über den natürlichen Zusammenhang der Dinge hinausreichende leitende Hand der Kirche sichtbar sei. Daß sich ein, wie Matth. Paris berichtet, nahezu 100jähriger Mann zu einer solchen Energie des Geistes erhebt, war allerdings ein seltenes Beispiel, zu dessen Erklärung indessen wohl ausreicht, daß einige jüngere Männer, wie die Cardinäle Jakob und Otto, in den letzten Jahren Gregors einen maßgebenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Curie gewonnen haben; und diese waren es auch, welche, wie sich noch nachher zeigen wird, die äußerste kirchliche Ansicht gegenüber dem Kaiserthume vorzugsweise vertreten haben.

Friedrich II hatte indessen dem ihm völlig unerwarteten Ereignisse seiner Bannung weder eine so weittragende Bedeutung beigelegt, als es nachher doch gehabt hat, noch glaubte er, sofort zu allen äußersten Mitteln greifen zu müssen. Gewöhnt nun schon seit Jahren die Kirche in den von ihm vorgezeichneten staatlichen Geleisen wandeln zu sehen, täuschte er sich offenbar über die wahre Macht und die Mittel, die ihr im 13. Jahrhunderte zu Gebote standen. Vorsichtig und staatsklug war es indessen jedenfalls, daß er auch jetzt noch in möglichst besänftigender Weise gegen Gregor auftrat, und daß er in zahlreichen Schreiben seine und die Anhänger der Gegenpartei versicherte, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit nur um eine vorübergehende Meinungsdifferenz zwischen ihm und dem Papste handelte, keineswegs aber eine Erschütterung des Bandes, welches die beiden Schwerter an einander knüpfte, irgend zu befürchten sei. Daneben brauchte er aber nicht zu unterlassen, noch im Sommer desselben Jahres energischer gegen die Lom-

barden den Krieg zu führen, und auch durch mehrere Streifzüge in den Kirchenstaat seine Macht fühlen zu lassen. Das abgefallene Ravenna wurde wieder erobert, alle Städte des Kirchenstaates bis Viterbo unterwarfen sich, der Papst fühlte sich nicht mehr sicher in Rom. Schon machte man sich hier auf eine Belagerung gefaßt, als im Mai 1241 eine Entscheidung zur See erfolgte. Den sonstigen Rivalitäten Pisas und Genuas entsprechend, war im Augenblicke der Excommunication Friedrichs der Kampf zwischen diesen Städten unter kaiserlichen und päpstlichen Bannern heftiger entbrannt. Da die genuesische Flotte bestimmt war, die Ueberfahrt der französischen Prälaten, welche zu einem Concile nach Rom berufen waren, zu decken, so lauerten die Pisaner, von den kaiserlichen selbst unterstützt, den Genuesen auf und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei, indem sie zugleich einen reichen Fischzug nach Hause brachten, denn über hundert Bischöfe und Prälaten hatten sich in ihrem Netze gefangen, und darunter die beiden päpstlichen Legaten Jakob und Otto, die der Kaiser in längerer Gefangenschaft hielt, während die Franzosen, wie es scheint auf Reclamation ihres Königs, allmählich nach Hause geschickt wurden. Denn seinen Hauptzweck hatte ja der Kaiser erreicht, er hatte das Concil vereitelt. Während nun im Juni 1241 Friedrich einen neuen Kriegszug in den Kirchenstaat machte, verschied in Rom Gregor IX in einem Augenblicke, wo er alle seine Hoffnungen für gescheitert ansehen und seine sogenannte Freiheit der Kirche mehr als zuvor für bedroht halten mußte.

Die Frage war nun, was für eine Wahl des neuen Papstes zu Stande kommen und in welchem Sinne dieselbe ausfallen werde. Der Hergang der nun folgenden Ereignisse gehört unzweifelhaft zu den wichtigsten und interessantesten Episoden der Geschichte Friedrichs; gleichwohl liegen nicht alle Umstände so klar zu Tage, daß man eine urkundlich völlig sichergestellte Erzählung davon vortragen könnte, weßhalb wir auch nicht wagen würden, unsere Ansichten in dieser Beziehung Lesern darzubieten, welche überall die strengste historische Gewißheit mit Ausschluß aller Wahrscheinlichkeitsberechnungen in Anspruch nehmen. Vielleicht wird es aber hier gerade am Platze sein, Betrachtungen, auch wenn sie bloß hypothetisch wären, in die freie Discussion einzuführen. Denn der Gegenstand ist so wichtig, um eine Erörterung

zu verdienen, zumal da keine Aussicht vorhanden ist, daß man je zu völliger Gewißheit über denselben gelangen werde, denn die katholische Kirche kann und konnte unmöglich zugestehen, daß sterbliche Augen in das Geheimniß von Papstwahlen eindringen. Sie müßte es schon aus kirchenrechtlichen Ueberzeugungen ablehnen, daß eine Papstwahl überhaupt historische Gründe gehabt haben könnte, und es ist deßhalb auch nichts unnatürlicher zu denken, als daß das Wahl-Collegium die Gründe seiner Entscheidungen je schriftlich oder mündlich irgend jemandem mitgetheilt haben sollte. Und obwohl wir vollkommen überzeugt sind, daß sich der Kaiser gerade in diesem Falle die schwersten Beeinflussungen und Bedrückungen der Kirche hat zu Schulden kommen lassen, so verzichtete die Kirche doch lieber auf den Vortheil, zu den übrigen Anklagen, die sie gegen ihn vorgebracht hat, auch noch diese hinzuzufügen, weil dadurch das Mysterium, welches in der Wahl eines Statthalters Christi durchaus gesehen werden soll, nur zu sehr herabgesetzt worden wäre.

Die Geschichte nun kann dem gegenüber aber nicht darauf verzichten, die weltlichen und politischen Gründe der Papstwahlen zu entdecken, und wir unsererseits können keinen Anstand nehmen, die Voraussetzung zu machen, daß Friedrich II gewiß alle Mittel angewendet habe, um einem ihm ergebenen Manne den päpstlichen Stuhl zu verschaffen. Und wir glauben, daß auch diejenigen, welche sonst nur an dem Buchstaben der Urkunden zu haften pflegen, doch dieß anzunehmen gestatten werden, daß der Kaiser jedenfalls ein Thor gewesen wäre, wenn er nicht alles versucht hätte, um durch einen vierten Honorius dem unliebsamen Streite mit einem Male ein Ende zu machen. Daß es aber nicht statthaft ist, ihm eine thörichte Handlungsweise zuzuschreiben, werden seine Gegner und seine Freunde gleichmäßig zugestehen, und so mögen wir unter diesen Gesichtspunkten an die Betrachtung der folgenden Papstwahlen herantreten.

Als Gregor IX starb, war nur eine sehr kleine Anzahl von Cardinälen in Rom anwesend, sei es daß viele die Flucht ergriffen haben mögen, sei es daß die Anzahl der wahlberechtigten überhaupt in jenem Augenblicke nicht so groß wie sonst gewesen war, soviel ist sicher, daß unmittelbar nach dem Tode des Papstes ein Conclave von nicht mehr als 10 Cardinälen versammelt worden ist. Wenn wir nun lesen,

daß der römische Senator diese zehen Mann nicht an dem sonst üblichen Orte, sondern „in irgend einem Hause“ eingesperrt hielt und daselbst durch nicht weniger als 11 Wochen die Regeln des Conclave so strenge einhalten ließ, daß einer darunter an der Verpestung der Luft umgekommen ist, so zeigt sich daraus klar, daß erstens dieser Senator ein Interesse hatte, eine Papstwahl um jeden Preis zu Stande zu bringen, während das kaiserliche Heer vor den Thoren Roms stand, und daß zweitens eine 11wöchentliche Verzögerung der Wahl ihren Grund nicht in der Schwierigkeit einer Einigung allein, sondern wohl auch darin haben mußte, daß die Cardinäle überhaupt nicht wählen wollten. Da aber doch nicht alle Lust gehabt zu haben scheinen, für die Freiheit der Kirche elendiglich zu verschmachten, wie ihr College, so wählten endlich fünf von ihnen den Mailänder Gottfried, der sich Cölestin IV nannte, und der ein vom Kaiser begünstigter und ihm jedesfalls ungefährlich erscheinender Mann war. Da er seine Stimme sich selbst geben konnte und zuletzt nur neun im Conclave waren, so konnte der Kaiser mit Recht geltend machen, daß er die kanonisch geforderte ²/₃ Majorität gehabt habe, und daß seiner Anerkennung daher nichts im Wege stehen könne. Und so hatte also die kaiserliche Partei wirklich, was sie wollte, erreicht. Das günstigste, wodurch dieß möglich geworden, war aber dieß, daß der Kaiser seine gefährlichsten Gegner, die Cardinäle Otto und Jakob, keinen Augenblick aus der Haft entließ und klug genug war, auch nach Cölestins Wahl ihnen nicht sogleich die Freiheit zu schenken. Doch was geschah — drei Wochen nach seiner Wahl war Cölestin IV eine Leiche, er starb, wie schon manchmal Päpste zu rechter Zeit gestorben waren. Denn nun hatten die Cardinäle wieder freie Hand; dem Schisma war vorgebeugt, welches doch jedenfalls eingetreten wäre, wenn sie neben jener erzwungenen an einem anderen Orte eine freie Wahl vollzogen hätten. Rechtzeitig hatten sich die Cardinäle heimlich von Rom fortgemacht, um sich vor einem ähnlichen Zwangsverfahren zu schützen, wie das früher erlittene; alles stand für den Kaiser wieder in Frage. Er mußte also seine Zuflucht zum unterhandeln nehmen. Reste dieser Unterhandlungen haben wir in den Briefen bei Petrus de Vinea, in denen der Kaiser die Cardinäle wiederholt ernstlichst ermahnt, die Wahl eines neuen Papstes zu vollziehen, und man darf wohl voraussetzen, daß der Kaiser in diesen

Schreiben nur auf die Wahl einer solchen Person angespielt haben wird, welche seinen Wünschen und Erwartungen zu entsprechen vermochte. Den wirksamsten Einfluß hoffte er aber auf die Wahl durch die zwei gefangenen Cardinäle auszuüben, die ihm nun gleichsam als Geißel dienen sollten, und deren Freilassung — von den übrigen Cardinälen dringend begehrt — an gewisse Bedingungen geknüpft worden ist. Darüber zogen sich die Unterhandlungen Monate lang fort, und während die Cardinäle einerseits auf der Freilassung Jakobs und Ottos bestanden, der Kaiser andererseits Bürgschaften der Wahl verlangte, so kam es erst nach anderthalb Jahren zu einer wirklichen Vereinbarung, die darin bestand, daß man den von dem Kaiser selbst in Vorschlag gebrachten Sinibald Grafen von Fiesco zum Papste zu erheben versprach. Auf diesen Mann glaubte der Kaiser vollständig bauen zu können, und wenn er noch vor der Erhebung desselben nicht genug seine hohen Vorzüge und seine vollkommene Eignung zu der Stelle des römischen Papstes rühmen zu können glaubte, so sieht man, daß hier ein Einverständniß vorhanden war, und daß Sinibald dem Kaiser gewisse Versprechungen gemacht oder wenigstens sein Benehmen so einzurichten gewußt hat, daß Friedrich auf ihn zählen zu können meinte. Die Cardinäle Jakob und Otto wurden nun freigelassen, und Innocenz IV trat die Regierung an.

Wie man sieht, hatte er seine Erhebung Friedrich II zu danken, mit dem er schon in frühern Jahren in den besten Verhältnissen stand. Aber Innocenz IV war nicht mehr derselbe, der er als Cardinal Sinibald war; wie Aeneas Sylvius später sagte: „verwerft den Aeneas folgt dem Pius", so hatte auch Innocenz IV seine Stellung und Anschauung völlig verändert, da er die Tiara erhalten hatte. Die gewaltigsten Gedanken eines weltbeherrschenden Ehrgeizes waren in ihm erwacht, das System, dem er fortan diente, sollte unter seiner Regierung die vollkommenste praktische Verwirklichung erhalten, deren es überhaupt fähig war. So groß auch viele seiner Vorgänger gewesen waren, an praktischem Geschick und Herrscherkraft kam ihm keiner gleich. Wenn man seine Geschichte verfolgt, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß seine Regierung den Höhepunkt der päpstlichen Weltmacht bezeichnet.

Zunächst konnte Innocenz IV indessen noch nicht mit dem gan-

zen Gewichte seiner Absichten und Pläne in die Politik eintreten, es mußte doch wenigstens der Schein gewahrt werden, daß man den Kaiser nicht geradezu betrogen habe. Man nahm daher, wie man versprochen hatte, eine sehr friedliche Miene an, that, als ob der Kirche nichts mehr noth thue, als das schöne Verhältniß, welches bis zum Jahre 1239 bestanden, wieder herzustellen. Worte des Friedens sollten die Abgesandten des Papstes zu dem Kaiser sprechen: die römische Curie wäre zu aller Genugthuung bereit, wenn auch der Kaiser solche geben wolle. Daneben aber kommt doch vor, daß die Curie in Schreiben an dem Kaiser feindlich gesinnte Städte Friedrich II den Kaisertitel vorenthält, von „einstmaligem Kaiser Friedrich" spricht und ähnliche respectwidrige Ausdrücke gebraucht, zu denen sie auch nach ihren eigenen Anschauungen und Gewohnheiten nicht berechtigt war, da eine Excommunication auch von ihr nie als gleichbedeutend mit Entsetzung vom Kaiserthume angesehen worden war. Doch alles dieß, wenn er auch davon nachgerade Nachricht erhalten hatte, verhinderte Friedrich nicht den Frieden zu suchen, was gewiß um so anerkennenswerther sein dürfte, als er doch eine wesentliche Machteinbuße noch immer nicht weder in Deutschland noch in Italien erfahren hatte. Am 31. März 1244 unterwarf sich Friedrich vollständig der Entscheidung der Kirche in den zwischen ihnen streitigen Punkten. Das natürliche und vertragsmäßige wäre hierauf gewesen, daß ihn der Papst vom Banne losgesprochen hätte, — warum that dieß Innocenz nicht? Die Antwort darauf sind gewöhnlich die Vertheidiger der Päpste schuldig geblieben; wir aber glauben sie geben zu können. Darum folgte nun von Seiten der Kirche die geforderte Lossprechung nicht, weil es sich ihr überhaupt gar nicht um die von Gregor angeregten Streitpunkte, sondern um ein ganz anderes, viel höheres Ziel handelte. Denn was waren doch am Ende die wirklich greifbaren Beschwerden, die Gregor angeführt hatte: Willkührlichkeiten des Kaisers bei Besetzung der Bisthümer, Bedrückung päpstlicher Gebiete und Fragen über Besteuerungsrechte innerhalb des Kirchenstaates — lauter Dinge, in denen nachzugeben für den an unbedingtes Herrschen und Vielregieren nur zu sehr gewohnten Kaiser zwar unangenehm sein konnte, die aber doch seine Stellung keineswegs in Lebenspunkten alterirten. Aber neben diesen ostensibelen Streitpunkten gab es eine Reihe von

anderen Fragen, welche die römische Curie nicht ausdrücklich erwähnen konnte, die aber doch die eigentlichen Gründe der Excommunication waren; da nun der Kaiser in Betreff jener Streitpunkte sich unterworfen hatte, was wäre der Curie anderes übrig geblieben, als entweder mit dem ganzen Gewichte ihrer Ansprüche offen hervorzutreten oder den Bann aufzuheben? Innocenz IV that keines von beiden, und welche Ziele er damit verfolgte, das kann wohl niemand verkennen, der darüber nachdenkt, was nachher factisch geschehen ist, und der die Ereignisse der Geschichte nicht in eine Reihe von Zufälligkeiten aufgelöst wissen will. Da indessen auf die außerordentlichste Nachgiebigkeit des Kaisers, selbst auf seine öffentliche Unterwerfung von Seiten des Papstes nichts als Ausflüchte erfolgt waren, so mußte er erkannt haben, — er hatte ja gerade seine bedeutendsten und geistreichsten Räthe zu den Verhandlungen gesandt — daß er von dem Cardinal Sinibald getäuscht worden war; da rüstete er sich, um die äußersten menschlichen Mittel gegen das im passiven Widerstande so unübertreffliche, unbeugsame Rom anzuwenden. Allein der Papst hatte auch schon für diesen Fall seine Maßregeln ergriffen. Der kühne Plan, Rom zu verlassen und die sogenannte Freiheit der Kirche durch die Flucht zu retten, hat mit Recht das größte Lob und eine gewisse Bewunderung aller Parteien erfahren, denn allerdings war das hohe Ziel, das Innocenz der päpstlichen Gewalt vorsteckte, nur auf diesem abenteuerlichen nicht ohne Wagniß zu betretenden Wege erreichbar. In dem Vollgefühle einer großen durch Generationen von der Kirche genährten Idee und mit der Zuversicht religiöser Ueberzeugungen hatte Innocenz alles auf eine einzige hohe Karte gesetzt, und so kann auch er Anspruch auf die Theilnahme erheben, die die Welt dem großen Cäsar zollte, da er den Rubicon überschritt; von dem „entweder oder" des größten Römers machte Innocenz gewissermaßen eine kirchliche Anwendung. Doch dürfte man nicht denken, daß der Entschluß plötzlich und ohne Vorbereitung gefaßt worden wäre, alles war vielmehr bis in die kleinsten Details verabredet. Der größte Theil der Cardinäle befand sich im vollen Einverständnisse — an dem gleichen vorherbestimmten Tage sollten alle Rom ohne jedes Aufsehen verlassen, die einen den Weg zur See, die andern zu Lande einschlagen; in Susa wollte man zusammentreffen und gemeinsam in Lyon einziehen, wo die Freunde der Kirche alles

für den festlichen Empfang vorbereiteten. Die Schiffe zur Seefahrt stellten die Genuesen; diese sollten in der Bucht von Civitavecchia gewärtig sein, sofort die Anker zu lichten, so wie der Papst am Bord sich befand. In der Nacht vor dem Feste Peters und Pauls der Apostelfürsten war Innocenz mit 5 Begleitern am Meeresstrande erschienen, am Morgen verließen sie Civitavecchia, waren jedoch erst nach 7 Tagen in Genua gelandet. So geheimnißvoll und abenteuerlich wurde die Kirche gerettet!

Doch wir müssen uns hier den Reiz der Schilderungen versagen, die ein Begleiter Innocenz' auf dieser Fahrt und zugleich sein Lebensbeschreiber von den folgenden Ereignissen in so reichlichem Maße darbietet. Der Biograph Innocenz' IV hat ein richtiges Gefühl davon gehabt, daß er ein Heldenleben beschreibe, welches geeignet sein sollte, in weiten Kreisen das Interesse für einen Mann zu erwecken, der die idealen Gesichtspunkte einer priesterlichen Weltregierung mit der Tapferkeit eines rechten Königs im Geschmacke seiner Zeit zu verbinden wußte. Die altchristliche damals in ihrer höchsten Ausbildung befindliche Vorstellung von dem himmlischen Königthume der Kirche sollte in Innocenz IV ihren bezeichnendsten Ausdruck erhalten, denn darin bestand ja die große scholastische Verwickelung, daß der Papst zwar nicht selbst als König der Welt wie die andern Sterblichen, gedacht werden, aber daß er doch wieder von Christus das Königthum erhalten haben und sein Amt zugleich ein königliches Amt sein sollte, worin dann hinwieder eine biblische Bestätigung dafür gefunden werden mußte, daß Gott den Papst über die Könige gesetzt habe, weil diese doch nur irdische seien, während in dem Stellvertreter Christi königliches und priesterliches Amt zu einer überirdischen Harmonie vereinigt sei. Ganz als dieser priesterliche König und königliche Priester wird nun Innocenz IV geschildert, und in der That selbst legitimistischer Neid könnte ihm nicht streitig machen, daß er sein königliches Priesteramt so trefflich verwaltet hat, als wäre er zum Könige geboren.

Erinnern wir uns nur in gedrängtester Kürze, wie Innocenz am 3. Januar von Lyon das große Concil berief, welches sich im Juni wirklich versammelte, und auf welchem die Entscheidung gegen das Kaiserthum gefällt worden ist. Dabei glauben wir jedoch auf einen Umstand aufmerksam machen zu sollen, der bisher weniger beachtet

worden zu sein scheint. Wenn man nämlich die Ausschreiben des Conciles betrachtet, so findet man, daß der Papst mit seinem eigentlichen Zwecke keineswegs sofort vor die Welt zu treten wagte; ganz andere Aufgaben wurden dem Concile vorgesteckt, als diejenigen waren, die nachher wirklich erreicht worden sind. Denn von der Beilegung des Streites mit dem Kaiser war wohl nebenher geredet worden, aber die Zwecke des Conciles waren doch ganz andere: Aufhebung des Schismas der griechischen Kirche, Tataren-Angelegenheit und die Ordnung der bischöflichen Jurisdiction im ganzen Umfange der Kirche, das waren die Punkte, um derentwillen man die französischen und englischen Bischöfe ja selbst die Patriarchen und Fürsten des Orientes herbeirief, und die nun bloß gekommen waren, um Werkzeuge der päpstlichen Erhebung und des Triumphes über das Kaiserthum zu werden. Daß es endlich auch beim Concile selbst dem Papste nicht ganz leicht geworden ist, die Versammlung für seine Sentenz gegen den Kaiser zu gewinnen, und daß man von vielen Seiten sehr ernstlich gegen die Absichten des Papstes eingenommen war, leuchtet aus den dürftigen und einseitigen Nachrichten mit hinreichender Sicherheit durch. Als aber endlich Innocenz IV sofort nach Erledigung dieses einzig für ihn wichtigen Punktes an die Auflösung des Conciles dachte, da man sich begnügte, eine Anzahl von oft ausgesprochenen Disciplinarvorschriften der Kirche, als das einzige eigentlich kirchliche Resultat des Conciles, zu wiederholen und allen den großen Fragen, die von der englischen Geistlichkeit insbesondere angeregt worden waren, aus dem Wege gieng, da ferner in Bezug auf die griechische Kirche nicht der mindeste Versuch gemacht worden ist, der in den Ausschreiben entwickelten Aufgabe zu entsprechen, so kann wohl — dächten wir — niemand zweifelhaft sein, daß der ganze kirchliche Apparat, der hier in Scene gesetzt worden war, nichts zu bedeuten hatte, als die eigentlichen politischen Tendenzen des Papstes zu verdecken, — ein Verfahren, welches vom Standpunkte einer ideologischen Kirchendoctrin immerhin vertheidigt werden mag, aber doch in der Klarheit seiner thatsächlichen Erscheinung heutzutage nicht durch Phrasen hinwegraisonnirt werden sollte. Wären unsere Geschichtschreiber nur immer so ehrliche Leute, wie die Innocenz die dritten und vierten, so wäre der Streit bald geschlichtet, und man hätte es nicht immer wieder mit Absprüngen und

Ausflüchten zu thun. Wären sie nur so offen und redlich, ihren Standpunkt einfach zu bezeichnen, wie das die mittelalterliche Theorie ungescheut that, und würden sie nur wie diese gestehen, daß der Staat für sie nichts anderes, als ein zufälliger Appendix der kirchlichen Einrichtungen sei, bloß dazu da, damit das Priesterthum ein Object seiner Heilsthätigkeit besitze, und daß jeder politische Ungehorsam gegen den Willen des Papstes Sünde wider den heiligen Geist und schlimmer als alle übrigen Laster und Verbrechen sei, — hätten sie, sagen wir, heute den moralischen Muth, mit dieser ihrer Ansicht hervorzutreten, wie Innocenz IV und das Concil von Lyon, so wäre der Streit klar und deutlich, und man brauchte nicht die Geschichtswissenschaft auf allerlei krummen und unebenen Nebenwegen mit Erörterungen vollzupfropfen, die die Erkenntniß der Wahrheit zwar aufhalten aber nicht hindern können.

Betrachtet man in unbefangener Weise den großen Streit der Kirche und des Kaisers, so erkennt man eben einen politischen Gegensatz zwischen zweierlei grundverschiedenen Richtungen, die bis heute nicht völlig ausgeglichen worden sind. Daß der Kaiser sich übrigens ebenfalls dieses principiellen Unterschiedes der beiden Systeme der Kirche und des Staates bewußt war, geht aus einem Schreiben desselben hervor, in welchem er die Politik der Kirche geradezu als unvereinbar mit der Existenz und Sicherheit der Staaten schilderte, und worin er darthat, daß Excommunicationen in politischen Fragen und der Anspruch der Kirche, Unterthanen vom Eide der Treue entbinden zu dürfen, wider die Weltordnung verstoße, und daß überhaupt die Einmischung der Hierarchie in die Angelegenheiten der weltlichen Mächte nicht länger geduldet werden könne; er gab dem französischen Könige zu erkennen, daß ein gemeinsames Interesse alle Fürsten gegen die römische Herrschaft mit einander verbinden sollte. Wir zweifeln nicht, daß Friedrich auch in der That zu dem äußersten entschlossen war, als der Papst in Deutschland mit vielem Gelde und allen Künsten religiöser Beunruhigung des Volkes Gegenkönige wählen ließ, die ganz auf römische Kosten das deutsche Reich ruinirten, und als er systematisch Italien zu revolutioniren begann. Da es soweit gekommen war, so wollen wir selbst die Behauptung nicht zurückweisen, daß nun die kaiserliche Partei sehr weitgehende Absichten gegen das Papstthum zu

hegen begonnen haben mag, denn soviel von römischer Geschichte wußte man doch auch im 13. Jahrhundert, daß das Imperatorenreich lange Zeit bestand auch ohne Päpste, und daß vielmehr die Kirche eine Institution innerhalb des Kaiserthumes war. Während die Kirchenmänner das Kaiserthum als eine bloß dem Papste zu verdankende Würde darstellten und aus ihrer Lehre deducirten, wie alle Staatsgewalt außerhalb der Kirche keine Wurzel habe, konnten die Staatsmänner doch mit mehr Grund daran erinnern, daß Staaten und zwar trefflich organisirte Staaten auch ohne die christliche Kirche bestanden hätten. Historisch und erfahrungsgemäß wird denn auch nicht zu läugnen sein, daß der Kaiser Constantin, den doch Friedrich als seinen Vorgänger ansah, einen Act des freien Entschlusses vollzog, da er der römischen Kirche ein gesetzliches Dasein gab, und wenn es galt Besitzungen zu erwerben, so hat wirklich die römische Curie sich immer die Priorität des weltlichen Rechtes ruhig gefallen lassen, ja sie scheute sich nicht, auf die Namen alter Kaiser eine Reihe von Urkundenfälschungen zu vollziehen, die sie doch eigentlich nicht nöthig gehabt hätte, wenn ihr kirchenrechtliches System je wirklich praktisch und nicht eine bloße Entdeckung der letzten Jahrhunderte gewesen wäre.

Wie die Dinge in Wirklichkeit lagen, kam alles auf die Entscheidungen der Gewalt an. Mit Kind und Kindeskindern bis auf den letzten Zweig wollte Innocenz IV die Staufer ausrotten — so hat er oft erklärt. In Italien nahmen die revolutionären Erhebungen gegen den Kaiser immer größere Ausdehnungen an, in Deutschland hielt sich zwar Konrad IV gegen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland mit Hilfe einiger treugebliebenen Fürsten, aber der Abfall der geistlichen Fürstenthümer griff auch hier immer weiter um sich, die weltlichen fiengen an, in dem allgemeinen Schiffbruche entweder an die eigene Rettung oder gar an eine Vermehrung und Vergrößerung ihrer Besitzungen zu denken. Unruhig trieb Friedrich II in Italien umher, unfähig, den durch den kirchlichen Sturm aufgepeitschten Wogen zu widerstehen. Allmählich sehen wir seinen Nachen sinken, das Meer schlägt über ihm zusammen, die Fluten der Geschichte haben ihn hinweggespült mit den kühnsten Bildern deutscher Weltherrschaft und mit den verworrensten Reminiscenzen römischer Imperatoren.

Eine Frage hat man oft aufgeworfen, und sie verdient eine ernste Betrachtung: in Deutschland waren damals die österreichischen Herzogthümer erledigt, in Schwaben fehlte es an einer entschiedenen Führung der bunten Elemente, in Thüringen entstand ein Erbfolgestreit, — nun fällt es auf, warum Friedrich II nicht selbst nach Deutschland kam, alle Kräfte vereinigte und in Deutschland rettete, was zu retten war. Daß er den Einladungen, die er von manchen Seiten auch noch als verfluchter und entsetzter Kaiser aus Deutschland erhielt, nicht Folge gab, daß er in Italien lieber sterben wollte, als nur entfernt daran zu denken, darauf zu verzichten, das beweist, daß das Verständniß für nationale Bedürfnisse und Regungen dem Imperator völlig abhanden gekommen war, und daß der Eigensinn, der historischen Ideen anzuhaften pflegt, ihn völlig blind gegen die Forderungen machte, die Deutschland an ihn zu stellen hatte, da er Italien nicht halten konnte. Statt der kaiserlichen und Centralgewalt im Mutterlande neue Stützen zu geben und, wenn nicht das verlorene wiederzugewinnen, doch das bestehende sorgsam fortzubilden, haben es die Staufer nicht über sich gebracht, von den historisch überkommenen Traditionen zu lassen, und sind wirklich sämmtlich in Italien zu Grunde gegangen, wie es Innocenz gewünscht und geweissagt hat; Deutschland aber ist dadurch in gewissenloser Weise auch dem inneren Verfalle preisgegeben worden.

Wenn aber die Kirche in einem Zeitpunkte über das Kaiserthum so vollständig siegen konnte, wo dieses von einem der größten, die es überhaupt inne hatten, vertreten war, so hätte man denken sollen, daß hierin eine für alle Zeiten nachhaltige Lehre gelegen hätte. Man hat Friedrich II manchmal mit Napoleon zusammengestellt, — wir finden uns ebenso sehr an Karl V und an alle anderen Persönlichkeiten dieser Art erinnert, denn es geht trotz aller Verschiedenheit der Zeiten ein gewisser gemeinsamer Zug durch die Versuche der Bildung von Universalherrschaften, mögen sie von Deutschen, Spaniern oder Franzosen ausgegangen sein. Die Vorzüge und Fehler dieser Erscheinungen treten überall in gleicher Weise hervor. Der Versuch Friedrichs II ist nur dadurch von ganz besonderem Interesse, weil hier der welthistorische Conflict zwischen Staat und Kirche in seiner reinsten Form zu Tage trat, und weil es sich hier am schlagendsten erwiesen hat, wie wenig selbst die höchsten Anstrengungen imperatorischer Gewalt aus-

reichend waren, die Kirche in diejenigen Bahnen zu leiten, welche dem Gedeihen und der Entwickelung des Staatslebens der Völker entspre= chen. Diese rechten Geleise zu finden, war das alte Kaiserthum außer Stande, es hat seine Aufgabe nicht zu erfüllen gewußt und fiel unter den Streichen einer hierarchischen Weltordnung. Alle Geschichte hat gezeigt, daß nicht der Cäsarismus sondern die innere Entfaltung der Völker allein jenes Maß zu setzen im Stande ist, welches den Staat und die Gesellschaft aus den Fesseln einer kirchlichen Bevormundung befreien kann, wie sie das Zeitalter Innocenz' IV bezeichnet. Während ein so gewaltiger Machthaber wie Friedrich untergieng, ist uns nichts so charakteristisch erschienen, als der Um= stand, daß sieben Jahre nach dem Tode des Kaisers in einem anderen Reiche, von dessen König Innocenz IV zu sagen pflegte: Ist er nicht mein Diener mein Vasall? — daß eben in dieser Zeit in England eine ständische Opposition gegen die römischen Ansprüche sich erhob, welche die dauerndsten Erfolge allmählich aber sicher be= gründet hat; hier war der Kampf aus der Tiefe der nationalen Be= dürfnisse hervorgegangen — und schloß sich an die Entwickelung der parlamentarischen Verfassung mit innerer Nothwendigkeit an; dort dagegen war es ein Kampf einer einzelnen zwar großen aber doch nicht unüberwindlichen Persönlichkeit, die an dem Systeme Inno= cenz' IV zerschellte.

In diesen Gedanken — wenn wir nicht irren — liegt der Schlüssel des Verständnisses und einer wahrhaft historischen Beurtheilung der Geschichte Kaiser Friedrichs II.
